

Magazin des Soldaten

HEFT 11 • NOVEMBER 1963 • PREIS DM 1,–



Soldat Wilfried Meder:
Vor der Wachablösung
Linolschnitt 1963



Generalleutnant Friedrich Dickel

Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung

Was zeigen heute Meister von morgen?

Wie steht es um das Soll und Haben der Neuerer?

Im Jahre 1963 nahm die Neuererbewegung einen großen Aufschwung. Im ersten Halbjahr wurden 52,1 Prozent mehr Vorschläge eingereicht als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Gleichzeitig erhöhte sich die Qualität der Neuererarbeit. Darin zeigt sich die zunehmende Unterstützung und Anleitung durch die Kommandeure, Partei- und FDJ-Organisationen.

Was ist das Neue bei unserem Beitrag zur diesjährigen Messe der Meister von Morgen?

Es ist bemerkenswert, daß die Neuerer sich vor allem um die Verbesserung der Ausbildungsbasis bemühen. Deshalb überwiegen auch Exponate, die dieser Aufgabenstellung entsprechen. Eine große Anzahl von funktionsfähigen Modellen, Geräten, Schnitten und dergleichen zeigt die großen Anstrengungen und die beachtlichen Erfolge bei der Verbesserung der Lehrklassen, Schießplätze, Fahrschulstrecken u. ä.

Wie schätzen Sie das ein?

Solche Bestrebungen sind außerordentlich wertvoll. Die ununterbrochen zunehmende Kompliziertheit der modernen Kampftechnik verlangt einen immer größeren Aufwand an Zeit und Kräften für die Ausbildung. Aber sowohl Zeit als auch Kräfte sind ebenso wie die dabei zur Verfügung stehenden Mittel begrenzt. Mit Hilfe guter Verbesserungsvorschläge können wir Zeit, Kräfte und Mittel für die Ausbildung rationeller ausnutzen, bessere Ergebnisse erzielen und die Gefechtsbereitschaft erhöhen.

Welche Richtungen der modernen Technik stehen im Vordergrund?

Wie in allen Zweigen der Wissenschaft, Technik und Produktion spielt auch bei uns die Elektronik eine immer größere Rolle. Schwerpunkte für die Neuerer sind Schwachstromtechnik, Hoch- und Höchstfrequenztechnik. Das gilt besonders auf dem Nachrichtengebiet. Es gibt aber auch Modelle aus anderen Gebieten, die die Erkenntnisse der Elektrotechnik und Elektronik ausnutzen.

Möchten Sie einige Geräte hervorheben, die eine ausgezeichnete Gefechtsausbildung garantieren helfen?

Ich weise besonders auf den als Komplex zu bezeichnenden Vorschlag „Brückenlegegerät" hin, bei dem mehrere Elemente, wie Schaltstuhl, Modell und ein mit Signallämpchen versehenes Schema zu einem wertvollen Ausbildungsgerät verbunden sind. Zu guten Ergebnissen in der Schießausbildung tragen die billigen Steuergeräte für kleinere Schießscheiben bei. Auch für die technische Ausbildung wird eine Reihe von funktionsfähigen Modellen gezeigt. Ich denke da besonders an die Modelle einer Druckluftbremse und einer Einspritzpumpe, die sich durch eine hohe Qualität auszeichnen.

Wurde auch die Kleinmechanisierung berücksichtigt?

Selbstverständlich! Das zeigt sich in solchen Vorrichtungen, die die Instandsetzung der Technik und deren technische Überprüfung verkürzen bzw. erleichtern. Erwähnenswert ist u. a. eine Vorrichtung, die es gestattet, mit einem LKW Typ G 5 auch bei einem Federbruch zumindest die nächste Werkstatt zu erreichen.

Stichwort Jugendkommuniqué: Was ergibt sich für die Vorgesetzten bei der Entwicklung der Neuererbewegung?



Die Kommandeure und Leitungen müssen die bisherigen positiven Ergebnisse ausnutzen, sich noch mehr der Neuerer annehmen, ihnen mehr und größere Aufgaben übertragen und ihnen helfen, damit fertig zu werden. Die Kommandeure sollten das nicht nur der materiellen Ergebnisse oder der ökonomischen Vorteile wegen tun. Sie dürfen vor allem nicht die große Bedeutung der Neuererbewegung bei der Erziehung der Armeeangehörigen, d. h. der Formung ihres sozialistischen Bewußtseins, aus dem Auge verlieren.

Also nicht nur technische Forderungen stellen?

Wer dem Geist des Jugendkommuniqués entsprechen will, der muß die Neuererbewegung als organische Einheit von ideologischer Arbeit und Kampf um den technischen Fortschritt betrachten und den Neuerern Verantwortung übertragen. Kommt Anleitung und Unterstützung hinzu, dann werden die guten Ergebnisse nicht auf sich warten lassen. Vor allem sollte man auch die jungen Wehrpflichtigen in die Neuererarbeit einbeziehen, um ihre wertvollen Kenntnisse und Erfahrungen noch besser zu nutzen.

Eins nach dem andern

Ist es nicht möglich, die Admirale und Generale der Nationalen Volksarmee, der Sowjetarmee und der anderen Armeen des Warschauer Vertrages mit Bild und Text vorzustellen? Ich denke da z. B. an den Genossen Armeegeneral Hoffmann oder an den Verteidigungsminister der ČSSR, Genossen Generaloberst Lomsky. In jeder Monatsausgabe könnte ein Porträt enthalten sein oder auch zusammenfassend nach Ländern oder Waffengattungen.

Obermatrose Philipp, Rostock



An uns soll es nicht liegen – aber gut' Ding will Weile haben. Im Oktoberheft war es Marschall Marian Spychalski, andere Genossen werden folgen. Aber nicht in jedem Heft.

Klappte ohne Mikrofon

Göda, eine Landgemeinde im Kreis Bautzen, hatte Kirmes. Vieles wurde geboten, u. a. konnte man auch seine Fähigkeiten beim Preisschießen und beim Geschicklichkeitsfahren beweisen. Zum Schluß fanden sich die vielen ehrenamtlichen Helfer zusammen. Die Blaskapelle der Freiwilligen Feuerwehr spielte eine echte „Dorfmusik". Da betrat eine Anzahl Armeeangehörige den Saal. Wir erkannten in ihnen Sänger vom Erich-Weinert-Ensemble und baten sie, uns etwas vorzutragen. Sie meinten, ohne Mikrofonanlage wäre schlecht etwas zu machen. Wo so ein Ding herbekommen? Vom Konsum. Schnell hin. Der Schlüssel war nicht da. Was nun? Aber die vier Genossen des Erich-Weinert-Ensembles sangen doch. So wünschen wir uns unsere Sänger von Funk und Fernsehen.

Hans Wachs, Göda

Sensation in Rodenwald

Die Einwohner der kleinen Gemeinde Rodenwald im Kreise Hagenow freuen sich über ein neues Mitglied der LPG „Goldene Ähre", den Genossen Kulow. Der 21jährige gelernte Tischler und technische Zeichner vollbrachte als Gefreiter auf dem Kartoffelacker Rekordleistungen. In acht Stunden sammelte er 43 dt. Aber das war nicht die einzige Sensation. Der Rekordsammler fuhr abends nicht mit dem Armeefahrzeug ins Dorf, sondern lief die fünf Kilometer vom Acker bis zur Unterkunft in einer ansprechenden Zeit. Jeden Abend standen die Kinder und Jugendlichen am Ortseingang und begrüßten „ihren" Zatopek. Nicht geringer war der Beifall der Genossenschaftsbauern, als der sympathische Gefreite erklärte, daß er nach seinem aktiven Wehrdienst in der LPG bleiben werde. Und er hat sein Wort gehalten.

Oberstleutnant Ludes

Alles Gute, Werner!

In Heft 9 erkannten wir in dem Beitrag „Dürfen wir vorstellen" in Hauptmann Werner Weise einen alten Bewohner unseres Lehrlingswohnheimes. Er erlernte bei uns den Beruf eines Facharbeiters der Schuhindustrie. Er war damals einer der ersten, die sich freiwillig zu den bewaffneten Kräften unserer Republik meldeten. Er ist einer derjenigen, die voll Stolz sagen können: „Sieh an, was aus mir so geworden ist." Wir kennen ihn als sehr bescheiden – vielleicht nimmt er mir diese Worte sogar übel, was tut's. Wir freuen uns als Erzieher, daß er einen solchen Weg gegangen ist und wünschen ihm weitere gute Erfolge.

Heinz Mehlhorn,
BBS Hertha Lindner, Großharthau

Kontra Bikini

Gerne kaufe ich mir jeden Monat die „Armee-Rundschau". Ohne Zweifel ist die AR bei allen Soldaten sehr beliebt. Sie ist interessant, man kann allerhand Wissenswertes aus ihr entnehmen. Besonders nett finde ich die Leserbriefe. Es ist gut, daß Du die abdruckst und den Lesern gleich darauf antwortest. Du zeigst uns immer Frauen im Bikini. Aber wäre es nicht angebrachter, wenn Du jeden Monat ein wirklich gelungenes Aktfoto – vielleicht auch einmal einen männlichen Akt? – veröffentlichen würdest? Das würden die meisten begrüßen.



Günter Lehmann,
Dresden

Selbst ist die Frau

Ich meine, wenn man ausgeht, muß nicht immer groß Geld ausgegeben werden. Ich glaube, in erster Linie kommt es auf das Benehmen an und dann erst kann man auch mal nach dem Dienstgrad sehen. Ich jedenfalls wäre froh, wenn ich

tsack . . . postsack . . . postsack

mit einem Armeeangehörigen in Briefwechsel treten könnte. Rosemarie Alta, Dresden

Warum in die Ferne schweifen – auch in Dresden gibt es Soldaten.

Scharfer Angriff und . . .

Einige unserer Genossen halten regelmäßig Ihre „Armee-Rundschau" – nichts gegen diese Zeitschrift, aber was Sie da den Soldaten an Leckerbissen aus der ganzen Skala der weiblichen Sexbomben anbieten, ist einfach eine große Frechheit. Was bezwecken Sie eigentlich mit diesen flotten Bildchen in Ihrem Heft?



Wehrpflichtige aus Unterweid

Vignetten: Arndt

. . . klare Niederlage

Wenn die „Armee-Rundschau" da ist, dann werfe ich – um ehrlich zu sein – den ersten Blick immer auf die Bildgeschichten. Also, liebe „Armee-Rundschau" laßt uns die netten Mädchen, sonst kündigen wir Dir die Freundschaft.

Gefreiter Nürnberg, Wehrpflichtiger.

Bringt weiter so hübsche Mädchen und Bildgeschichten. Wir sind im wahrsten Sinne des Wortes keine Kostverächter und lieben als Soldaten auch gepfefferte Sachen.

Ein Stubenkollektiv des Zuges Bluhm

Von mir aus können Sie soviel Mädchen abbilden wie Sie wollen, mich stört das nicht. Wer nicht begeistert davon ist, der kann ja weiterblättern.

Feldwebel Strebe

Nicht schwarz auf weiß

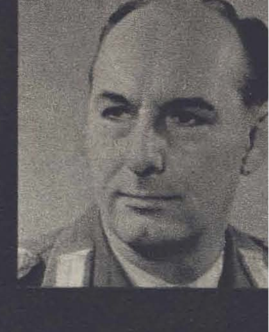
Gibt es eine Bestimmung, wonach an Armeeangehörige bei sozialistischer Eheschließung eine Zuwendung von 100,– DM zu zahlen ist?

Heidi Ertel, Stralsund

Eine solche Festlegung gibt es nicht. In der Prämienordnung der Nationalen Volksarmee vom 12. 7. 1962 ist im Abschnitt 122 festgelegt, daß für Aufwendungen und Geschenke bei sozialistischen Eheschließungen bis zu 150,– DM ausgegeben werden können. Darüber entscheidet jedoch der Kommandeur auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden Prämienmittel.

tsack . . . postsack . . . postsack

SOLDAT MICHAEL RÖDER fragt: Warum gibt es für Studenten Preisermäßigungen im Theater und Kino, während wir Wehrpflichtigen voll bezahlen müssen? Mein Vater sagt, daß Soldaten früher ebenfalls Ermäßigungen hatten.



Oberst RICHTER antwortet

Als ich Ihre Frage las, hätte ich beinahe auch gesagt: Ja, warum eigentlich nicht? Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig, sagt bekanntlich ein Sprichwort.

Dann habe ich mir die Sache noch einmal durchdacht und bin eigentlich durch Ihre eigene Bemerkung – mein Vater sagt, früher war das auch so . . . – erst richtig drauf gestoßen.

Daß Studenten heute noch Ermäßigung erhalten, liegt wohl in erster Linie daran, daß diese Regelung unmittelbar nach 1945 – nach Wiederaufnahme des Studiums – weitergeführt wurde. Das war berechtigt. Wenn das heute noch so ist, dann sicher vor allem deshalb, weil der Student von seinem Stipendium Unterbringung, Bekleidung, Verpflegung, Lehrmittel – zwar teilweise mit Erleichterungen, aber doch alles selbst – bestreiten muß. Also kann man Student und Soldat sowieso nicht gleichsetzen, denn Sie erhalten ja Ihre 80,– DM zur Befriedigung Ihrer ganz persönlichen Bedürfnisse.

Jetzt kommt aber des Pudels Kern: Fragen Sie mal Ihren Vater, wieviel der Wehrpflichtige früher erhielt, und fragen Sie ihn vor allem, ob es damals auch spezielle militärische Organe und Einrichtungen gab, die dazu da sind, die vielfältigen kulturellen und sportlichen Bedürfnisse der Soldaten kostenlos zu befriedigen. Soll ich sie Ihnen alle aufzählen? Etwa vom Dienststellenkino und Klubhaus und den Sporteinrichtungen über die umfangreiche Bibliothek, die Klubzimmer mit Rundfunk und Fernseher bis zu den gemeinsamen kostenlosen Exkursionen, Theater- bzw. Sportveranstaltungsbesuchen? Ich glaube, Sie wissen selbst besser, was alles zur Verfügung steht und nichts kostet, wobei ich von den auf der Grundlage der sozialistischen Patenschaftsbeziehungen zwischen Armee und sozialistischen Betrieben zustande kommenden Vergünstigungen (die allerdings unterschiedlich sind) gar nicht reden möchte.

Nun geben Sie sich selbst die Antwort auf Ihre Frage, was eines sozialistischen Staates besser würdig ist: die staatlich gesicherte und kostenlos garantierte Befriedigung der kulturellen und sportlichen Bedürfnisse unserer Soldaten oder, bei Wegfall all dessen, die sich dagegen äußerst ärmlich und rückständig ausnehmenden Schilder an den Kinokassen: „Militärpersonen zahlen halbe Preise"?

Daß Valja schnurstracks hinkommt



Im Postenbereich des Stabsgefreiten Günter Klötzer ein (ganz) besonderes Vorkommnis: Valja und Juri. „. . . und auf die Fragen werde ich Ihnen später eine Antwort übermitteln, jetzt sind wir etwas in Zeitnot . . ."

Als Valja Günters Brief las, sagte sie spontan: „Die paar Meter bis zu ihm kann man doch hingehen, nicht wahr?" Sie kam zum Brandenburger Tor und . . . Fortsetzung siehe Überschrift. Was gab dazu den Anstoß? Lesen Sie selbst:

Liebe Genossin Valja! Berlin, den 17. 10. 1963

Unsere ganze Einheit steht seit zwei Tagen Kopf! Ich weiß nicht, ob Sie es selbst schon im Protokoll Ihres Besuches gelesen haben – jedenfalls sind wir Soldaten der Grenztruppen Berlin hellauf begeistert, daß Sie, unser „Gast aus dem Weltraum", am 20. Oktober direkt zu uns in die Kaserne kommen.

Das wird für uns ein doppelter Festtag sein!

Von uns gehen nämlich an diesem Tage viele zum ersten Mal in

das hätte Soldat Klötzer

und ihm DIE FREUDE macht,

ihrem Leben zur Wahl, und wir alle werden am gleichen Tag zum ersten Mal den ersten weiblichen Kosmospionier der Welt von Angesicht zu Angesicht sehen und sprechen können.

Das heißt: Nicht alle von uns können dabei sein. Während Sie, liebe Valja, von unseren Genossen umstürmt werden, versehen viele von uns ihren verantwortungsvollen Dienst an der Staatsgrenze. Darunter auch ich. Und bitte, glauben Sie mir, es ist das erste Mal während meiner Dienstzeit, daß ich mir im Stillen sage: Leider! Denn stellen Sie sich vor: Wenn Sie — wie ich weiß — auch für einige Minuten ans Brandenburger Tor kommen, stehe ich etwa 100 Meter davon entfernt. Natürlich werde ich trotzdem genauso gut auf die Gangster drüben acht geben wie immer. Trotzdem verpasse ich natürlich einen historischen Augenblick, denn nur *ein* Columbus hat als erster Amerika entdeckt, und nur *eine* Tereschkowa war die erste Frau im Weltraum. Wer weiß, wann und ob Sie wieder einmal zu uns kommen.

Aber gerade weil es so ist, und weil ich annehme, daß Sie meine Gefühle und die Gefühle der Kameraden neben mir verstehen können, nehme ich mir den Mut, an Sie zu schreiben. Als ich nämlich noch nicht wußte, daß ich in den Stunden Ihres Besuches Dienst tun würde, hatte ich ganz heimlich bei mir gedacht: Wenn es klappt, mußt du doch die Genossin Tereschkowa mal fragen, wie sie es als Frau schafft, 30 Sekunden in der Vorhalte an der Sprossenwand zu bleiben; welches Buch sie, wenn es möglich gewesen wäre, mit in den Kosmos genommen hätte; ob sie nach einer Heirat wieder in den Weltraum fliegen will oder aufsteckt; und schließlich, was sie am liebsten ißt und das Kochrezept dazu.

Ich weiß, das sind keine weltbewegenden Fragen, aber es wäre eine Riesenfreude für mich, wenn Sie, verehrte Genossin Tereschkowa, mir darauf antworten würden. Denn dann habe ich doch wenigstens das Gefühl, mit dabei gewesen zu sein, mit Ihnen persönlich gesprochen zu haben.

Liebe Genossin Valja!

Ich habe mir folgendes gedacht:

Die Genossen meiner Gruppe werden mit mir sofort mit dem Kosmonautentraining beginnen.

Unsere Losung: Eifert Valja nach, schafft 30 Sekunden an der Sprossenwand!

Das Foto des Besten schicken wir Ihnen.

Bis dahin grüßt Sie in Verehrung und Begeisterung

Ihr Grenzsoldat, Stabsgefreiter Günter Klötzer

Antwort Valentina Tereschkowas:

Ja, mein lieber Freund Günter, als ich über die Antwort auf Deine Fragen nachdachte, da hab' ich mich gleich mit dem Juri gestritten. Das heißt, in einem Punkt waren wir uns sofort einig: Was Ihr da an der Sprossenwand vorhabt, das ist eine tolle Sache! Aber, mein Lieber, ich glaube, dreißig Sekunden sind für einen Mann zuwenig. Da ist mehr 'rauszuholen! „Hau nicht so auf den Putz", widersprach mir Juri, der achtundvierzig Sekunden schafft. „Die Jungs sind schließlich noch keine Kosmonauten." Mag jeder von uns beiden seinen eigenen Standpunkt haben, denke ich mir. Bestimmt aber werdet Ihr mich zu überbieten versuchen. Wie ist das zu schaffen? Da hilft nur eins: Trainieren, trainieren, trainieren!

Welches Buch ich gewählt hätte?

Es wäre ein Gedichtband von Nekrassow. Ich liebe seine Gedichte sehr. Er schreibt so schön über die Frauen, über die russische Mutter.

Meine Freundinnen, die Kosmonautinnen, wie auch meine Himmelsbrüder, die jetzigen und zukünftigen, sind zum Teil schon verheiratet. Wenn ich wirklich heiraten werde, wird das nicht hinderlich sein, weiter die kosmonautische Ausbildung durchzuführen, um mich auf den nächsten Flug vorzubereiten.

Kartoffeln und Kraut esse ich für mein Leben gern. Und Borschtsch! Da kochst Du 1/2 kg Knochen, 1/2 kg Rindfleisch und geräucherten Schinken in Salzwasser bis das Fleisch halb gar ist. Zwei bis drei geschälte, in Streifen geschnittene und gesäuerte Rote Rüben, eine ebenfalls in Streifen geschnittene Sellerieknolle, Möhren, Petersilienwurzel, ein kleiner Wirsingkohl, 250 g Sauerkraut (!) und eine in Streifen geschnittene Zwiebel werden in Butter ein wenig angedämpft und mit Brühe aufgefüllt; in diese legst Du das halbgare Fleisch. Die Suppe läßt Du zugedeckt bis zum Garwerden des Fleisches kochen. Wenn das Fleisch gar ist, gibst Du eine aus etwas Butter und Mehl zubereitete Einbrenne in die Suppe. Das Fleisch wird aus der Suppe genommen, in Streifen geschnitten und wieder zurückgetan. Das Ganze wird dann aufgekocht, 1/4 l saurer Sahne zugegeben.

Also: 'Ran an den Kochtopf und 'ran an die Sprossenwand!

Deine Valentina Tereschkowa

im Traume nicht gedacht.



Ein oft gesehenes Bild während des Manövers: Der Vorsitzende des Staatsrates und Erste Sekretär des Zentralkomitees der SED, Genosse Walter Ulbricht, im Gespräch mit Soldaten.

Vier VON VIERZIG TAUSEND

Urplötzlich verstummt das ohrenbetäubende Kampfgetöse – Gefechtspause! Genau nach Manöverplan. Doch für die 40 000 Soldaten der vier Armeen ist noch nicht die Zeit zum Ausruhen gekommen. Auch nicht für die Schützen, deren Feldstellungen der Vorsitzende des Staatsrates in der Gefechtspause besichtigt. Aufmerksam beobachten sie das Gelände – unscheinbar, sich kaum von der Brustwehr des Grabens abhebend. Man könnte sie übersehen. Aber Walter Ulbricht übersieht keinen von ihnen. Im Gegenteil. Plötzlich sagt er zu einem der ihn

An riesigen Fallschirmen schwebt ▶ die Kampftechnik und Ausrüstung der Springer zur Erde.

Überraschend sind die sowjetischen Fallschirmjäger gelandet, überraschend schlagen sie zu. ▼



◀ Aufklärungsergebnisse aus erster Hand erhält der Kommandeur über die Funkstation der Aufklärer.



Wie silberne Schatten huschen superschnelle Jagdflugzeuge über das Gefechtsfeld. ▶



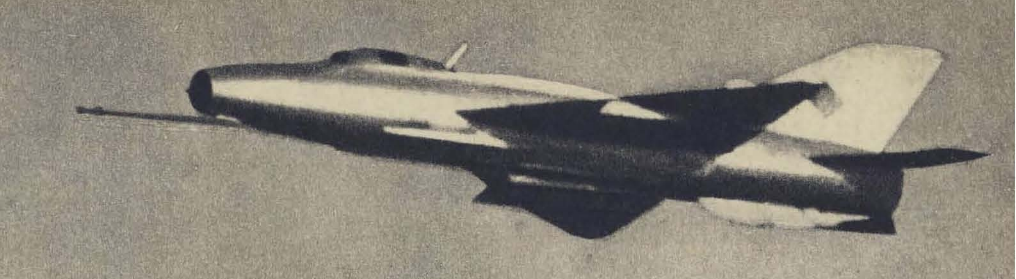
Die modernen vierachsigen Schützenpanzerwagen verleihen dem sowjetischen Truppenteil hohe Beweglichkeit. ▼

umschwirrenden Bildreporter: „Weshalb knipsen Sie nur immer mich? Den Soldaten hier vorn müssen Sie fotografieren!"
Die Soldaten hier vorn – sie sind es, auf die es letzten Endes ankommt!

●

Immer lauter klirren die Panzerketten. Schmetternd krachen ihnen die Abschüsse der Pak entgegen. Mit keuchender Lunge hetzt Soldat Richter hin und her, reicht dem K 2 die Munition zu. Nur nicht weich werden, denkt er. Auch wenn ich erst ein halbes Jahr Soldat bin. Doch die „gegnerischen" Panzer sind nun schon fast mit der Hand zu





greifen. Was hilft da, daß die Bedienung den Feuerdienst gebimst hat, bis sie die Normen zu den Kommandos „Zum Kampf!“ und „Stellungswechsel!“ um 3 Sekunden unterbot. Daß sie die letzten Gefechtsschießen mit „sehr gut“ erfüllte? Daß er selbst bereits in der Lage ist, den Richtschützen zu ersetzen? Immerhin – im Ernstfall . . ., da würde nicht mit Manöverkartuschen geschossen . . ., und die jetzt unaufhaltsam heranstürmenden T 54 hätte man schließlich an der eigenen Seite.

●

MG-Feuer peitscht über den Fluß, treibt die durch das Wasser watenden polnischen MPi-Schützen zur Eile. Mit einem erleichterten Schnaufer wirft sich Soldat Obielak im Schutze des jenseitigen Ufers zu Boden. Jetzt die triefend-nasse Uniform ausziehen können und hier an der Böschung ausruhen! Aber der Angriff geht weiter. Kaum wollen die Füße in den vor Nässe quietschenden Schuhen noch gehorchen. Doch es hilft nichts: Die Waffenbrüder warten! Und was wäre unsere ganze Freundschaft schon wert, denkt der junge polnische Soldat, wenn wir uns nicht im Kampf einer auf den anderen verlassen könnten?

●

Durch eine Wand von Rauch und Staub stoßen die Panzer nach vorn. Kaum zwanzig Meter beträgt die Sicht. Fast automatisch bewegt Gefreiter Vesely die Lenkknüppel und führt den Stahlkoloß sicher über das Gefechtsfeld. Man sagt von ihm, er habe einen sechsten Sinn für seinen Panzer. Aber Zdenek lächelt nur, wenn er das hört. Sein sechster Sinn sitzt über ihm im Turm. Es ist Oberleutnant Vladimir Drápal, der Kompaniechef. Oft hatte Zdenek gestöhnt, wenn der Kompaniechef in den Wochen vor dem Manöver immer wieder das taktisch richtige Fahren bei hoher Geschwindigkeit üben ließ. Jetzt weiß er, der Schweiß ist nicht umsonst geflossen.

●

Mit heulenden Triebwerken rasen Jagdbomber im Tiefflug heran. Imitierte Bombenein-

▲

Der Kommandeur des tschechoslowakischen mot. Schützenbataillons nimmt vor Angriffsbeginn die Meldungen der Kompanien entgegen.



In schnellem Tempo entfalten sich die Panzer der Nationalen Volksarmee zur Gefechtsordnung.

▼

schläge krachen. Bordwaffen hämmern. Eng schmiegt sich Gefreiter Michail Michailuk, der 22jährige Rundfunkmechaniker aus Lugansk, an die Grabenwand. Neben dem Funkgerät hat er die schußbereite MPi liegen. Fast übermenschliche Konzentration kostet es, bei diesem höllischen Lärm Verbindung zu halten. Doch Michail Iwanowitsch ist kein Neuling, und sein Kommandeur wußte schon, weshalb er gerade ihm die Aufgabe übertrug, Funkverbindung zur deutschen Nachbareinheit zu halten. Aber die meldet sich plötzlich nicht mehr. Sekunden bangen Suchens vergehen — dann ertönt im Kopfhörer wieder die Stimme des deutschen Genossen. Ein zufriedenes Lächeln überfliegt das von der Anstrengung gezeichnete Antlitz des sowjetischen Soldaten — und dabei weiß er doch noch gar nicht, daß er am nächsten Tage für seine hervorragenden Leistungen das Bestenabzeichen der Nationalen Volksarmee erhalten wird.

G. B./F. H.

HENRI BARBUSSE

Die Aufrechten

Ein großes Meeting von Leuten in Uniform. Es ist ein Meeting zum Tode verurteilter Menschen. Um acht Uhr morgens beginnt es: um zehn Uhr wird es vorbei sein. Keine Verordnung befiehlt diese Stunde, sondern das Schicksal. Um zehn Uhr wird es enden. Über den Soldaten leuchten rote Fahnen, die sie zu dem Meeting mitgebracht haben, in solcher Zahl, daß das Feld mit einem roten Schleier überzogen scheint. Die Redner sprechen laut und eindringlich zur Menge und schließen alle mit den Worten: „Wir wollen nach Rußland zurückkehren und nichts anderes!“ oder: „Wir wollen der Revolution helfen!“ Ein anderer sagt: „Wir sind elftausend Mann.“

Ein langweiliger Kerl wendet ein: „Wäre es nicht doch besser, nachzugeben und die Waffen zu strecken?“ Darauf haben alle nur eine Antwort: „Nein! Wir wollen unter der roten Fahne sterben.“ Sie singen die Marseillaise und die Internationale.

Fünf Minuten vor zehn hört das Meeting auf. Die Musik spielt einen Trauermarsch. In der Ferne donnern die Kanonen. Ein feuerspeiender Vulkan bricht zwischen den Menschen aus. Zwei Musiker werden getroffen und brechen zusammen, die anderen spielen weiter. Man sieht in dem Rauch menschliche Glieder fallen und im Todeskampfe um sich schlagen. Überall zucken die Blitze, krachend fallen die Granaten ein.

Die Mordstätte liegt in Frankreich, im Departement Creuse. Die Menschen sind russische und französische Soldaten. Nachdem wir den Tatsachen vorangeeilt sind, doch ohne ihren Boden zu verlassen, wollen wir zurückgehen und von vorn beginnen:

Wir müssen lange gehen zu den armseligen Hütten im weiten Rußland, in ein Blockhaus des Gouvernements Moskau. In ein gelbes niedriges Bauernhaus der Ukraine; in eines der Häuser Armeniens oder Georgiens, die flach wie Platten sind und eingebettet in Berge oder steile Hochebenen: oder vielleicht in eine der baufälligen Hütten, wo früher die Petroleumarbeiter von Baku wohnten. Die Bauern und die Arbeiter, die Armen sprechen miteinander: an den Wänden hängt ein Zarenbild. Sie sprechen vom Leben, das hart und traurig ist. Denn die Leute sind arme geknechtete Arbeiter: sie sind wie mit Ketten an ihre Arbeit gefesselt. Manche suchen im Trunk den Trost und ein Vergessen des Elends. Dann erklären die Großen den Krieg, der alles noch viel schlimmer macht. Elend und Leid werden größer.

Ein anderes Bild: Wir stehen vor einem großen, hell erleuchteten Palast. Wir treten ein und sehen prächtige Galerien mit herrlichen Skulpturen und strahlende Kronleuchter, die in goldenen Sälen leuchten. Diplomaten streiten. Der Franzose erklärt dem Russen: „Wir brauchen unbedingt russische Soldaten an unserer Front. Der Krieg zieht sich in die Länge. Wir müssen neue Massen junger Leute haben. Wir haben bereits Neger angeworben, aber das genügt noch nicht. Wir brauchen russische Hilfe. Frankreich hat Rußland Geld geliehen, und niemand leiht umsonst.“ So sprach Paléologue fast wörtlich zu Sasonow, dem zaristischen Minister des Auswärtigen. Die russische Regierung ist einverstanden und legt die Zahl der Truppen fest, die nach Frankreich gehen sollen: Man will jeden Monat vierzigtausend russische Soldaten an die französische Front schicken.

In die Strohhütten, in die Blockhäuser, in die Mietskasernen, wo die Arbeiter der Städte wohnen, dringt ein Hoffnungsstrahl: Freiwillige nach Frankreich werden angefordert. Vielleicht geht der Vater oder der Sohn, der Soldat ist, nach Frankreich. Frankreich ist die Republik, das Vorbild eines freien Landes, wo es keine Fürsten gibt, wo das Volk Herrscher ist. Frankreich hat Revolution gemacht. Welch ein Glück, nach Frankreich zu kommen! Der Gedanke gibt den jungen Leuten auf den Feldern und in den Fabriken neuen Mut. Er entzündet ein Licht im Herzen der Soldaten, die lange Röcke anhaben und in den Kasernen und den Frontquartieren zusammengepfercht liegen. Je fünf Mann haben ein Gewehr.

Zur Musterung melden sich die Freiwilligen in großer Zahl. Nur die Besten werden genommen: die großen und standfesten Leute. Auch auf Bildung wird Wert gelegt, das heißt, sie müssen lesen können. Nur fünfzehn von hundert Frei-

willigen werden ausgesucht. Die anderen, die man ablehnt, sind enttäuscht und traurig wie ein Mensch, der aus einem schönen Traum zur Wirklichkeit erwacht. Die Auserwählten erwarten fieberhaft die Abfahrt, denn da drüben werden sie nicht geohrfeigt und nicht geschlagen werden wie im russischen Heer auf russischem Boden. Jeder Mann wird sein Gewehr haben. Die Freiwilligen sind begeistert von dieser schier unglaublichen Aussicht.
Von Wladiwostok werden sie nach Frankreich eingeschifft. Andere werden über Archangelsk nach Brest transportiert. Dann treffen wir die russischen Truppen in den Ankunftshäfen wieder: Sie werden in dem gelobten Frankreich mit allem Pomp ausgeschifft. Ovationen und Hymnen werden ihnen dargebracht. Die Marseillaise klingt auf. Das Volk rast. Die Soldaten bekommen Zigaretten und Schokolade, und patriotisch erregte Frauen umarmen die Schönsten.
Bald kommt die erste Enttäuschung. Der Krieg geht nicht vorwärts. Das Kommando befiehlt eine Verschärfung der Disziplin; denn es liegt natürlich an den Soldaten, wenn das Heer nicht einen Sieg nach dem anderen erringt. Die militärischen Ehrenbezeigungen müssen strikt erwiesen werden, genauer als in Friedenszeiten. Sie formen die Männer zu Automaten um, zu in Serien hergestellten Automaten. Auch körperliche Züchtigungen, Ohrfeigen und Stock werden wieder eingeführt mit der Begründung „der russische Soldat verstehe nur Prügel“.
Wie sie sich mit eigenen Augen überzeugen können, geht es nicht bloß den Russen so. Auch die Senegalneger, die aus ihrer fernen Heimat mit Drohungen oder lockenden Versprechungen an die Front geschleppt worden sind, erhalten die Disziplin mit dem Stock eingeschärft.
So werden viele Geschöpfe, ja die meisten, behandelt: die Rinder, Pferde, Senegalneger und die russischen Soldaten. Denn das sind in der Vielgestaltigkeit des Lebens die, welche nur Schläge verstehen. Ohne Zweifel denkt man dabei an die Klänge der Marseillaise und an die „Menschenrechte“. Musik ist nur ein schöner Klang, und die Menschenrechte stehen auf einer spanischen Wand geschrieben, die zwischen dem Volk und seinen Herrschern steht.
Die Lage wird immer trüber. Eine Zeitung, für die Russen an der französischen Front bestimmt, „Nasche Slovo“ (Unsere Stimme), ist den Stäben nicht immer zu Willen und protestiert gegen einige Mißbräuche. Man weiß, daß unter den Mannschaften agitiert wird, daß ein „schlechter Geist“ im Entstehen ist.
Hohen Orts ist man bekümmert und wütend; die Kommandostellen organisieren gemeinsam mit den Behörden Provokationen, um die Möglichkeit zu scharfem Vorgehen zu erhalten.
Eine solche Provokation stiftete ein Agent der Russischen Botschaft an, ein gewisser Vining. Diese Tat, die, für sich betrachtet, eine gemeine, furchtbare Episode in dem schrecklichen Drama darstellt, endigte mit dem Mord an dem Obersten Krause, den ein paar erregte Soldaten oder vielleicht auch bezahlte Subjekte eines Abends steinigten. Die Provokation erfüllte ihren Zweck: Neben anderen scharfen Maßnahmen wurde „Nasche Slovo“ verboten. Eine Anzahl russischer Revolutionäre wurde aus Frankreich ausgewiesen, acht Soldaten standrechtlich erschossen, die sämtlich unschuldig waren und nichts mit der Ermordung des Obersten Krause zu tun gehabt hatten.
Damit hörte die Zeit bloßer Enttäuschung auf; es begann die Zeit des Terrors und der brutalen Unterdrückung.
Auf diese Weise hatten die russischen Soldaten Einblick in die wirklichen Verhältnisse gewonnen und gelernt, die schillernden Worte listiger Soldschreiber richtig einzuschätzen. Eines Tages erfuhren sie eine große Neuigkeit, natürlich weder öffentlich noch von ihren Offizieren: Die Februarrevolution war ausgebrochen. Es geschah im Gegenteil alles, um ihnen die Wahrheit zu vertuschen. Und doch verbreitete sich das Gerücht, zuerst freilich langsam, unter dem russischen Expeditionskorps: Einer liest in einer Ecke einen Brief, andere zeigen sich die Briefe, die aus der Heimat gekommen sind. Nur wenig steht darin, denn sie sind durch die Zensur gegangen. Der Mann aus der Ecke schwenkt jubelnd sein Papier. Er zieht die Aufmerksamkeit auf sich, und eine Gruppe bildet sich um ihn: In Rußland ist Revolution! (Damit ist die Zensur durchbrochen!) Schon kommt ein Offizier, zerreißt das Papier und tritt darauf. Er wird blaß vor Ärger und geht hinaus. Bald besinnt er sich, kommt zurück, hebt die Papierfetzen auf und steckt sie in die Tasche. Den Soldaten versucht er klarzumachen, daß alles nur Zeitungsklatsch sei, daß die Redakteure, die täglich die Zeitungen vollschreiben müssen, nichts als Scharlatane seien und daß eine große Portion Dummheit dazu gehöre, ihre Schreibereien zu glauben. Doch die Wahrheit bricht sich Bahn, weil sie härter und stärker als der Irrtum und die Lüge ist. Sie ist wie ein reiner Diamant. Der letzte Mann kommt schließlich dahinter: In Petrograd und Moskau gibt es keinen Zaren mehr. Jeder verspürt den Hauch der Freiheit. Das Licht der Revolution leuchtet diesen Soldaten im fernen Land. Als ob der Himmel sich den Ärmsten geöffnet hätte!
Dann entbrannte ein Kampf zwischen den Offizieren, welche die politische und soziale Umgruppierung des Zarenlandes verbergen oder wenigstens sehr verändert darstellen wollten, und den Soldaten, die die Wahrheit wissen wollten. Schließlich nahmen die Soldaten die Entscheidung selbst in die Hand. Vom ersten Regiment der ersten Brigade wurde eine Versammlung im Keller einer Glashütte veranstaltet, die eine Umfrage und die Fühlungnahme mit den Delegierten der anderen Regimenter zur Folge hatte. Alle waren einer Meinung: „Wir wollen nach Rußland zurückkehren. Hier haben wir nichts mehr zu tun.“
Die Entscheidung der Soldaten wurde dem Obersten Netchvolodow mitgeteilt. Dieser Offizier war es nicht gewöhnt, mit seinen Soldaten zu verhandeln, als ob sie Gleichgestellte wären, und sich ihre Wünsche anzuhören. Er wurde ohnmächtig, als er hörte, die Leute wollten nach Hause geschickt werden. Er fiel zu Boden und mußte aufgehoben werden.
Das Wort ihres Willens: „Wir wollen nach Hause zurückkehren!“ gewann Gestalt und wurde bei



Illustration: Rudolf Grapentin

den russischen Truppen immer stärker. Daher gedachte man sie in eine Schlacht zu jagen, die sich in jeder Beziehung als nützliche Ablenkung erweisen würde. In der Schlacht muß sich der Soldat mit der Waffe in der Hand verteidigen. Er muß töten, um nicht selbst getötet zu werden. Er hat keine Zeit, an etwas anderes zu denken, und läßt wohl oder übel seine Utopien vom „freien Mann" beiseite. Außerdem reißt eine Schlacht Lücken, die, wie ein Aderlaß das Gift, den schlechten Geist einer Truppe vermindern. Endlich liegen häufige Angriffe stets im Interesse des Offizierskorps. Dabei lassen sich Orden und Tressen verdienen und das persönliche Risiko wird um so kleiner, je höher der Offizier die militärische Stufenleiter emporgeklommen ist.
Darum wurde der ersten Brigade des russischen Expeditionskorps der Angriff auf Fort Brimont befohlen. Die Russen nahmen sechsundzwanzig Stacheldrahtverhaue, besetzten die Dörfer am Fuße des Forts, das Fort selbst aber konnten sie nicht erstürmen, da die Franzosen die vereinbarte Verstärkung nicht eingesetzt hatten. Schließlich mußten sich die Russen zurückziehen, ohne einen anderen Erfolg, als siebzig Prozent ihrer Mannschaft verloren zu haben. Das bedeutet: mehr als zwei Drittel Verlust. Um dieses Verhältnis wirklich darzustellen, sollte man Schädel und zerschossene Köpfe aufeinanderschichten und daneben die heilgebliebenen Köpfe, die nur den dritten Teil des Haufens blutiger, beschmutzter Schädel ausmachen dürften. Die Überlebenden dieser Strafunternehmung wurden auf einzelne Dörfer verteilt, damit ihr schlechter Geist nicht weiter um sich griffe.
Jetzt begann die offene Feindschaft zwischen Offizieren und der Mannschaft. Immer mehr Soldaten wurden unwillig, murrten und verlangten offen ihre Freiheit: „Wir wollen nicht hierbleiben, wir wollen nach Rußland zurück, wo wir für die gerechte Sache der Menschheit kämpfen können, für das Wohl aller Ausgebeuteten und Unterdrückten."
Die Offiziere versuchten mit allen Mitteln – durch Drohungen und Bitten, durch Betrug, Quälerei und Mißhandlungen, Provokation und Intrigen –, im Einverständnis mit den französischen Behörden, die rebellisch gewordenen

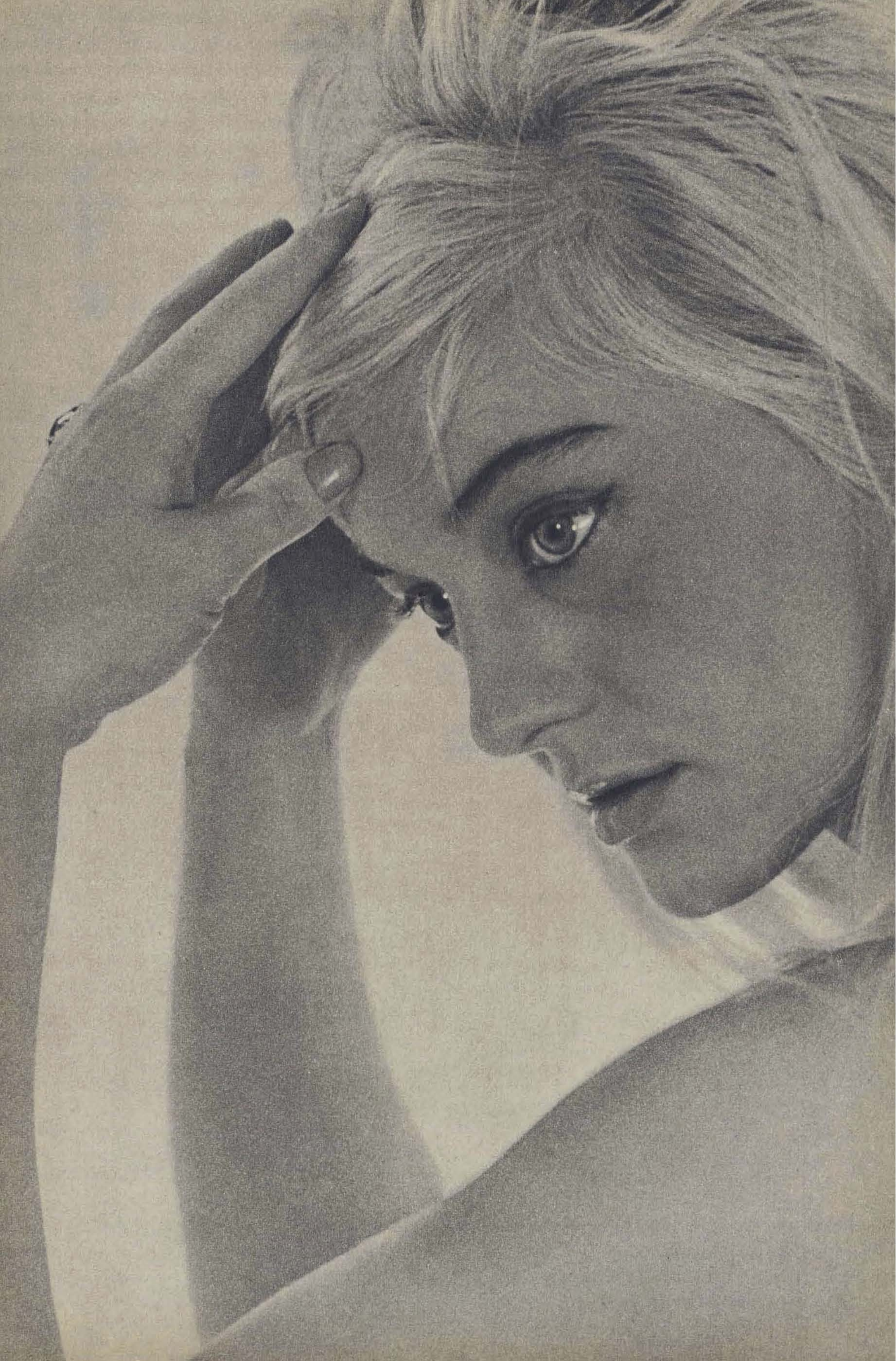
Regimenter wieder zu ergebenen Dienern der kapitalistisch-imperialistischen „Ordnung" zu machen, der „Ordnung" der Henker und Parasiten.
Die Soldaten organisierten sich. Sie wählten ihre Räte oder Sowjets und waren bestrebt, sich mit den anderen russischen Kampfeinheiten in Verbindung zu setzen. Die Offiziere arbeiteten dieser Bewegung entgegen, versuchten sie abzubiegen und den Soldaten die Sowjets zu verleiden. Hier vermengt sich das Drama mit der Komödie, welche die Franzosen spielen. Der französische Generalstab hat nach der Februarrevolution durchgesetzt, daß die russischen Truppen auf französischem Boden künftig nicht mehr den russischen, sondern französischen Gesetzen unterstehen sollen. Und die Rechte eines Soldaten stehen im Widerspruch zu den französischen Gesetzen.
Die Resolution der Freiwilligen, in Anbetracht der politischen Umgruppierung in ihr Vaterland zurückkehren zu wollen, wird nicht beachtet: man führt die erste und zweite Brigade nach einem kleinen Ort des Departements Creuse, namens La Courtine, und umstellt sie dort. Zwischen den Baracken des Lagers halten die Russen Meetings ab, in denen sie energisch und immer deutlicher ihre klare, selbstverständliche Forderung aufstellen. Sie geben nicht nach. Sie werden aufgefordert, das Wort Sowjet in Komitee umzuwandeln. Sie lehnen es ab.
Am 20. Juni gibt der General Lokowtzky an die beiden Brigaden den Befehl, zu Übungen anzutreten. Sie weigern sich.
Man versucht es mit den schärfsten Mitteln: Die Brigaden werden geteilt. Man stiftet Zwist zwischen der ersten und zweiten Brigade, die fügsamer ist und besser bearbeitet wurde. Die Soldaten, die sich bedingungslos den Anordnungen des Kommandos unterwerfen, werden in das Lager von La Cournot und nach Felletin abgeschoben; man veranstaltet ein Gelage für sie, bei dem Zank und Krach nicht ausbleiben. Die Unbeugsamen, die Unbestechlichen bleiben in La Courtine; sie werden als Rebellen betrachtet. Elftausend sind es, die einen geschlossenen Block darstellen, eine Menschenmasse. Mit den größten Versprechungen läßt sich nur ein Häuflein von siebzig Mann losreißen, während die anderen sich freiwillig einem strengen Reglement unterwerfen, das keinen Seitensprung, keine Unordnung zuläßt. Sie entsagen dem Alkohol. Ein riesiger Kontrast klafft zwischen den klugen, gerechten Revolutionären von La Courtine und den Knechten, die sich ihrer Sklaverei freuen und stolz in La Cournot einhergehen. Der Sowjet von La Courtine stellt mehrmals bei den betreßten Unterhändlern der Imperialisten die Forderung: „Wir wollen nach Rußland zurückgeschickt werden. Wir schwören, im Vaterlande unsere Pflicht als Soldaten zu erfüllen!" Ein gewisser Vorkow kommt von Petrograd, um sie zum Gehorsam zu ermahnen. Er erhält dieselbe Antwort. Ein Pope erscheint und predigt ihnen mit pathetischer Stimme: „Bereut und bekennt eure Sünden!" Sie jagen ihn aus dem Lager. „Man kann uns töten, aber niemals besiegen!" Übergehen wir die Statisten des Dramas: die Spione, die Verräter und Angeber, deren jeder an seinem Faden zieht und eine Intrige spinnt. Die Soldaten von La Courtine stehen wie ein Karree, das in der Schlacht von allen Seiten eingeschlossen und bestürmt wird, sich aber nicht ergeben will. Es wird ihnen vorgeworfen: „Ihr verratet eure Soldatenehre", und sie antworten: „Dafür retten wir unsere menschliche Ehre." Oder: „Ihr habt uns betrogen. Ihr seid Verräter." Und als Antwort: „Wir wurden betrogen. Wir waren die Hampelmänner einer Lüge."

Die in jeder Beziehung ausgezeichnete moralische Stellung dieser passiven Revolte verdient besonders gewürdigt zu werden, ebenso die schweren Gewissenskonflikte, in welche die Soldaten durch die Auflehnung gebracht wurden.

Die russischen Soldaten zögerten und diskutierten lange. Obwohl der Gedanke an die russische Revolution sie entflammte und ihr Herz erfüllte, handelten sie nicht impulsiv oder phantastisch. Sie waren nicht aggressiv. Sie leisteten nur passiven Widerstand und ließen sich töten – wie es einige Jahre später die Hindus unter Gandhi getan haben, die ihre nackten Körper den Maschinengewehren, den Handgranaten und den englischen Bajonetten darboten.

Die Russen vertraten den Standpunkt: Wir haben das Recht, über uns selbst zu bestimmen, da die Revolution in unserem Vaterlande eine vollständige Umwälzung hervorgerufen hat. Wir fühlen uns nicht mehr gebunden, weil die Herren, denen wir den Treueid geschworen haben – und die uns schmählich belogen –, gestürzt sind; sie tanzten auf schwankendem Boden, und der Wind wehte sie weg. Unser Schicksal änderte sich in dem Augenblick, wo sich unsere Augen öffneten. Denn nicht für alle Zeiten sind wir an die Schlächter wie Vieh verkauft, nur weil Nikolaus II. Konstantinopel haben wollte und dazu französisches Geld brauchte oder weil der englische Imperialismus die Herrschaft der Meere behalten und der deutsche Imperialismus sie erobern wollte oder weil die Vereinigten Staaten ebenso wie alle Waffenfabrikanten, Tuchfabrikanten und die anderen mächtigen Börsenspieler in der ganzen Welt verdienen wollten. Wir glauben nicht mehr an den ungeheuren Vorwurf, nach dem das Deutsche Reich Wilhelms II. der einzige Räuberstaat inmitten lammfrommer Großmächte war. Wir haben die Pflicht, den Handel mit unseren Körpern und unseren Seelen zu annullieren. Wir haben die Pflicht, uns zurückzukaufen.
Die Offiziere waren der Meinung: Hurra, die Revolution! Es lebe die Freiheit! Aber wir müssen den Krieg im Interesse der Regierungen Englands, Frankreichs und Italiens fortsetzen. Wenn ihr nicht kämpfen wollt, seid ihr feige; ihr werdet eure Revolution ersticken und von französischen Kanonen zusammengeschossen werden.
Die französischen Kommandostellen haben Furcht vor den mutigen Rebellen, die ganz und gar Soldaten der Revolution geworden sind. Denn solche Beispiele wirken ansteckend: Schon siebzehn Fälle von Meuterei französischer Soldaten sind zu verzeichnen. Die große Masse der Soldaten beginnt, den kapitalistischen Sinn des Krieges zu

(Fortsetzung auf Seite 38)



Vor 200 Jahren (lang, lang ist's her) wurde in Augsburg die Idee geboren, einen selbstfahrenden bestückten Wagen für die Armee zu schaffen. Will man dem Chronisten glauben, so soll dieses erste Militär-Kfz. (siehe Abb.) auch 1760 entstanden sein. Nach jener alten Gravüre wurde es wahrscheinlich mit Dampf betrieben. 5000 Schritt in der Stunde, wobei die Mannschaft fleißig mitschieben mußte, soll das Vehikel geschafft haben. Inwieweit das alles stimmt, sei dahingestellt. Eins jedoch steht fest: Der selbstfahrende Wagen war von jeher der Wunschtraum der vorwärtsblickenden Militärs und Erfinder.

Lange dauerte es noch, ehe das Automobil zum Hilfsmittel der Truppen wurde. Erst die moderne Produktion, die Entwicklung von Wissenschaft und Technik konnten die Geburtshelfer des Kraftfahrzeuges im wahrsten Sinne des Wortes sein.

Heute, da wir die Motorisierung als selbstverständlich ansehen, da das Kfz. als Massenerscheinung auf dem Gefechtsfeld auftritt – an der letzten gemeinsamen Übung der befreundeten Armeen im September dieses Jahres nahmen über 800 Kfz. aller Typen teil – heute muten einem selbst die Zahlen der jüngeren Vergangenheit lächerlich an. So kamen beispielsweise im ersten Weltkrieg auf einen Soldaten 0,3–0,4 PS mechanischer Kraft; im zweiten Weltkrieg waren es schon 10 PS und gegenwärtig entfallen 30 und mehr PS auf einen Soldaten der sozialistischen Armeen.



30 PS pro Mann

Auf jeden fünften Mann kommt z. Z. ein Kfz.! Und die Motorisierung schreitet weiter.

Längst sind die sozialistischen Armeen zu vollmotorisierten Streitkräften geworden. Das Kfz., ursprünglich Transportmittel, hat einen vielseitigen Charakter angenommen. Der Motor ist zur Waffe geworden.

Beweglichkeit, Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit der

Truppen hängen entscheidend vom Motorisierungsgrad ab. Mit Hilfe des Kraftfahrzeuges können rasche Truppenverschiebungen ausgeführt werden. Nicht umsonst zählen die Fachleute den Kfz.-Transport zu den wichtigsten Arten der Mannschafts-, Waffen- und Gerätebeförderung.
Das Kfz. ist Gefechtsfahrzeug geworden. Das Gelände ist sein Einsatzraum. Demzufolge werden an das Militärfahrzeug besondere Anforderungen gestellt. Die Hauptforderung ist Geländegängigkeit, d. h. PS-Leistung, Zug- und Tragkraft müssen den Gefechtsbedingungen entsprechen. Lagen noch vor 20 Jahren die PS-Leistungen der Militär-Kfz. bei ungefähr 50 PS, so sind heute Zugmittel mit 350–500 PS keine Seltenheit. Der Allradantrieb hat sich durchgesetzt und die Bereifung weist besondere Merkmale auf (großvolumig, Druckregelanlage u. a. m.). Eine Forderung von großer Bedeutung ist, den Vielstoffmotor mehr und mehr einzusetzen. Das ist ein erheblicher Faktor bei großen, weiträumigen Operationen, wo es mitunter an bestimmten Treibstoffen mangeln kann.
Entsprechend den modernen Kampfbedingungen weisen gegenwärtig die militärischen Kraftfahrzeuge Eigenschaften auf, die vorher nie vorhanden waren: Sie sind lufttransport- und abwurffähig, z. T. leicht gepanzert und bewaffnet (siehe SPW), sowie in großem Maße schwimmfähig. Diese Eigenschaften machen das Kfz. zum Universalmittel. Wir kennen neben dem leichten Kfz. wie Kübel (P 2S, P 3, GAS) und den allgemeinen Transportfahrzeugen (Robur LO 1800 A, G 5, S 4000, Tatra, SIL, Star 66 u. a.) eine Reihe Spezialfahrzeuge, die vor allem als Trägermittel eingesetzt sind. So als Träger von reaktiven Werfern, Panzerabwehrlenkraketen, Spurbahnbrücken, Flak-Geschützen. Das schwere Kfz. als Zugmittel für Artilleriewaffen bzw. Raketen ist ebenfalls bekannt.
Weniger bekannt sein dürften die LKW-Züge, die neuerdings von sich reden machen. Diese Kfz.-Schlangen (50–60 Fahrzeuge gekoppelt) eignen sich besonders für den Transport von Gütern über weite Entfernungen. Allerdings stehen diese Transportmittel noch in Erprobung.
Zu den letzten Neuheiten im Kfz.-Bau gehören die Luftkissenfahrzeuge. Vorläufig noch Gegenstand der Forschung und des Experimentierens, werden sie doch eines Tages gebrauchsfähige Fahrzeuge sein, die kein Gelände zu scheuen brauchen. Bis dahin aber wird das herkömmliche Kfz. noch viele Neuerungen erfahren und treuer Helfer des Menschen auch im Militärwesen sein.

KER



Modern, robust, zuverlässig – das geländegängige Kraftfahrzeug eigener Produktion, der LO 1800 A.



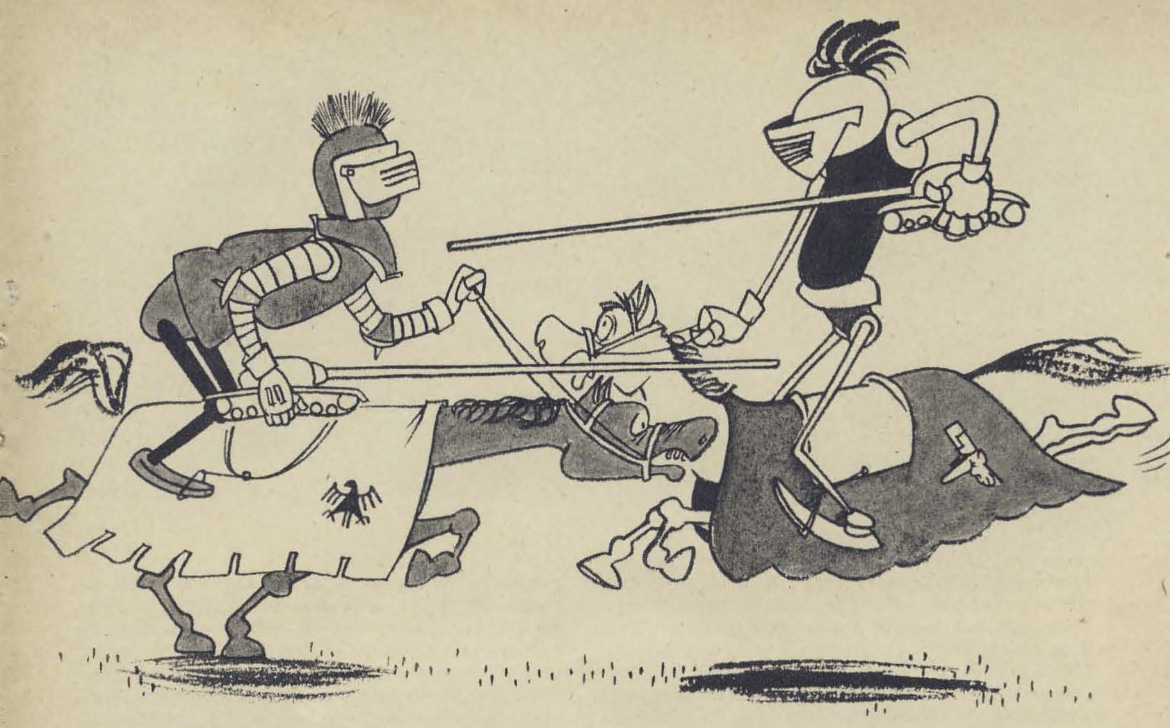
Sowjetischer geländegängiger LKW KRAS 214, ein Räderzugmittel für schwere Anhängelasten, bei der Fahrt durch das Gelände. Seine Nutzlast im Gelände beträgt 7 Mp, die Anhängelast 10–15 Mp. ▶

◀ **Gepanzerter Räder-SPW SIS 152 überwindet ein Hindernis mit Hilfe der Spurbahnbrücke.**

Vom »Rosen«züchter zum Panzerknacker

VON MAJOR HEINZ HUTH

Es geschah am 4. Juli. Adenauer gab einen Empfang. Er hatte selbst die Speisen bestimmt und die Weine ausgewählt – einen 59er Erdener Treppchen, feine Spätlese, den 53er Rauenthaler Wülfen, Auslese, und einen blumigen 53er Closfaurtet. Und blumig waren auch die Worte, die er seinem Gast dazu servierte: „Die Rose, und davon verstehe ich was, ist die ausdauerndste Pflanze. Die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich ist wie eine Rose, die immer wieder Blüten bringt und alle Winterhärten glänzend übersteht."
Aber auch der Gast, kein geringerer als Charles de Gaulle, war Blumenkenner: „Eine Rose duftet nur einen Morgen, und auch ein junges Mädchen ist nicht immer und ewig jung. Aber Sie, Herr Bundeskanzler, haben bewiesen, daß ein Rosenhag, wenn man ihn richtig zu pflegen versteht, jeden Morgen neue Blüten treibt. Dasselbe gilt für unseren Vertrag."
24 Stunden später erklingt auf dem Flugplatz Köln-Wahn der preußische Präsentiermarsch. De Gaulles Gesicht ist nicht mehr rosig. Er denkt auch nicht mehr an blumige Worte. Ohne das bereitgestellte Mikrofon eines Blickes zu würdigen, besteigt er seine Caravelle, die ihn nach Paris zurückbringen soll.
Und noch einmal 16 Stunden später. Es ist der 6. Juli. Zwischen 11 und 12 Uhr. Bevor Bonns Kriegsminister von Hassel zu Tisch fährt, unterschreibt er ein wichtiges Dokument. Damit hat sich ein Zuchtvorhaben der Blumenfreunde aus Bonn und Paris endgültig als Mißerfolg erwiesen ...
Was da jahraus, jahrein als wunderbarste Rose der Zusammenarbeit besungen ward, bestenfalls aber, um im Bild zu bleiben, eine gefährliche Distel werden konnte, war der sogenannte Europa-Panzer. Über seine gemeinsame Aufzucht war man bereits 1958/59 handelseinig geworden. Beide Länder wollten je drei Exemplare heranzüchten. An eine spätere Kreuzung war nicht gedacht. Das beste Stück sollte in einem Wettbewerb gekürt und dann diesseits wie jenseits des Rheins verbreitet werden. Als Richtschnur erhielten die Züchter, lies: die Konstrukteure, das Gewicht (35 Tonnen) und den Grundsatz: Beweglichkeit geht vor Feuerkraft, Feuerkraft vor Panzerung.
Und diese makabre „Rose" wurde mit viel (Vorschuß) Lorbeer umgeben: „Sie wird das leuchtende Symbol einer künftigen Standardisierung der NATO-Bewaffnung werden." In den Nachkriegsjahren hatte in den heutigen NATO-Ländern eine Standardisierung bestanden. Zu schwach, um selbst Waffen zu entwickeln und zu produzieren, bezogen sie meist ihr Kriegsmaterial vom starken Onkel aus Übersee. Später stieg man selbst in das Geschäft, und von der Standardisierung blieb nicht viel mehr als ein paar halbwelke Blätter. Die Rosenzüchter aus Paris und Bonn prophezeiten nun 1959, daß sich die anderen NATO-Partner um ihr Zuchtergebnis, den Europa-Panzer, reißen würden und daß so über den Markt eine Standardisierung der Panzerbewaffnung zustande käme. So schrieb man einst, lang, lang ist's her!
Anfang Juni verschickten die Franzosen Einladungen zur Vorführung ihres Zuchtexemplares, des AMX, auf dem Truppenübungsplatz Camp de Maily in der Champagne. Einladungen an die Vertreter der NATO für den 6. Juni, Einladungen an die internationale Presse für den 7. Juni. Die Einladungen kamen plötzlich, aber nicht aus heiterem Himmel. Waren für die westdeutsche Entwicklung nicht bereits mehrere hundert britische Geschütze gekauft worden?! Hatte nicht eine Pressekampagne den Eindruck zu erwecken versucht, daß die Franzosen hoffnungslos zurücklägen? Hatte von Hassel nicht erst am 20. Mai sein Exemplar dem Verteidigungsausschuß des Bundestags vorgeführt?! All das deutete darauf hin, daß Bonn die 59er Abmachungen zerreißen wollte.
Aus Bonn war in Camp de Maily Staatssekretär Hopf mit einem Stab erschienen. Aufmerksam registrierten sie, daß der AMX einen 4 Meter tiefen Fluß durchfuhr. Drei Panzer waren in Stellung gegangen, noch bevor die Gäste ankamen. Wahrscheinlich hatten sie sich bereits auf die 800 bis 2200 Meter entfernten Ziele eingeschossen. Und so erzielten sie – eine kleine Panne ausgenommen – nur Volltreffer. Hopfs ironischer Kommentar: „Bei öffentlichen Vor-



„Mal sehen, wessen Panzer stärker ist!"

führungen macht man das immer so." Trotzdem. die NATO-Gäste schüttelten ihren französischen Kollegen begeistert die Hände. Nur Hopf und Begleitung nicht. Sie krochen um den AMX herum und in ihn hinein. Mit Zentimetermaß hatten sie es dann entdeckt: Die Sitze seien nur für einen französischen Hintern. nur für durchschnittlich 1.65 Meter Große: der westdeutsche Typ aber biete 1.75 Meter Großen noch bescheidenen Sitzkomfort. „Was sollen wir mit den großen Leuten anfangen? Wir können sie doch nicht einfach nach Hause schicken". fragte Hopf mit unschuldsvoller Miene. Aber alle ahnten seine Freude, Er hatte wieder was gefunden! Die Erleichterung darüber deckte sich mit dem Bild. das die Pressepolemik zwischen Bonn und Paris im ersten Halbjahr geboten hatte.
Bonn: Der AMX hat keinen Allesfresser. keinen Vielstoffmotor.
Paris: Er hat. aber beim westdeutschen Panzer ist die Optik nicht ausgereift.
Bonn: Der AMX bietet unseren großen Soldaten nicht genügend Raum.
Paris: Ihr habt die vereinbarte Höhe überschritten.
Bonn: Der AMX hat nur eine 90-mm-Kanone.
Paris: Wir haben eine 105-mm-Kanone. Aber durch das britische Geschütz wird euer Typ schwerer als vereinbart. Und es kann keine Hohlladung verschießen. Ausgerechnet die Deutschen. die Erfinder der Hohlladung. wollen darauf verzichten?
Bonn: Unser Geschütz kann doch. aber . . .
So hieben jene. die mit blumigen Worten nie gegeizt hatten. mit Dornenruten aufeinander los. Meist waren es Hiebe. die ins Leere gingen. Andere trafen empfindliche Stellen. Gegen sie ließ sich nicht mehr aber auch nicht weniger (!) vorbringen. als daß jeder Panzer schließlich einen Kompromiß zwischen Beweglichkeit. Panzerung und Feuerkraft darstellt. Diese Fehde der Blumenzüchter diente lediglich dazu. dem anderen geringeres Können nachzuweisen. Denn ohne den einst verabredeten Wettbewerb abzuwarten. beschloß der Verteidigungsausschuß des Bundestages am 20. Juni. den westdeutschen Panzer zu bauen. Und am 6. Juli machte von Hassel — 16 Stunden nachdem de Gaulle Bonn mit nicht rosigem Gesicht verlassen hatte. und kurz bevor er selbst zu Tisch fuhr — durch seine Unterschrift diesen Beschluß perfekt . . . „Von Hassel hat zum Generalsunternehmer für den Bau des Standardpanzers die Münchner Firma Kraus-Maffei bestimmt." Die meisten werden diese Zeitungsmeldung kaum beachtet haben: „Kraus-Maffei? Nie gehört!" Einige konnten sich vielleicht noch schwach erinnern: „Kraus-Maffei? Hatten die nicht mal was mit Lokomotiven zu tun?" Aber kaum einer wird gewußt haben. daß Kraus-Maffei zu 60 Prozent den Buderus-Werken gehört und daß Buderus wieder zu 60 Prozent im Besitz der Flick-Gruppe ist.
Gemeinsam mit der Hugo-Quandt-Gruppe hatte Flick um den Bau der 1500 Panzer. einen Milliardenauftrag. gekämpft: gegen das Abkommen der „Rosen"züchter von 1959 — „weil der Ausgang eines echten Wettbewerbs ungewiß war" — und gegen die ebenfalls interessierten Konzerne Rheinstahl Hanomag. Ruhrstahl und Henschel. Der Staat. ihr Staat. zerriß das 59er Abkommen und mit der gegnerischen Konzerngruppe kam man offenbar zu einer gütlichen Einigung. Sie erhielt einen anderen. ebenfalls lukrativen Auftrag: den Bau des neuen Schützenpanzerwagens . . .
Der Leser wird fragen. ob die „Blumen"züchter

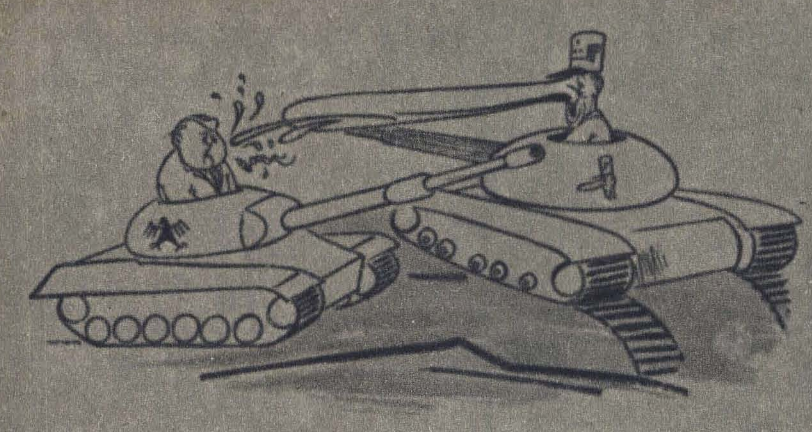


Erhard:
„Das übersteht der nicht!"

seinerzeit ihr „Abkommen" bereits mit dem Hintergedanken unterschrieben, in ihrem Garten doch nur das eigene Pflänzchen großzuziehen. Eine echte Sinneswandlung ist wahrscheinlicher. Dafür gibt es ein noch offensichtlicheres Parallelbeispiel. Da existiert nämlich in Hamburg eine weltbekannte Werft, die, als die Bundeswehr entstand, in friedlichen Aufträgen erstickte. Und die Aktionäre verloren damals große, moralische Worte: „Wir werden nie mehr Kriegsschiffe bauen, wir haben noch vom letzten Krieg genug." 1959, als die Rosenzüchter ihr Abkommen unterschrieben und die Stahlindustrie in Westdeutschland noch immer in der Konjunktur stand, steckte die Schiffsindustrie bereits in der Krise. Und die betreffende Werft riß sich um Aufträge der Bundeswehr und baut seitdem fleißig für deren Marine. Die Flick-Quandt-Gruppe, die das Geschäft mit dem Standard-Panzer machen wird, ist heute noch nicht von der Krise gepackt. Aber die Konjunktur ist auch bei ihr abgeflaut. Deshalb sind ihr Rüstungsaufträge heute begehrlicher als 1959, und deshalb wurde auch das Abkommen von 1959 zerrissen.
Dem „Michel" aber hatte man seit Jahresbeginn mit äußerlich sachlichen Meldungen und Kommentaren jene andere Erklärung von den „zurückliegenden Franzosen" einsuggeriert. Jetzt, da der Europa-Panzer tot war, mußte man die mißlungene Aufzucht in den blühendsten Farben und als Erfolg schildern. Und so wurde auf traditionsreicher Stätte – auf dem Truppenübungsplatz Munsterlager, wo bereits die faschistische Panzerwaffe geboren ward – eine regelrechte Show abgerollt. Bereits der wohl einmalige Name für eine Pressevorführung sollte beeindrucken: „Leopard". Vor den Augen von 200 Journalisten fuhr dann der Standardpanzer im Verband, erklomm Sandwälle, machte auf Betonstraßen Geschwindigkeit. Drei durch Los erwählte Journalisten durften sich sogar an den Steuerknüppel setzen. Dann konnten sich alle 200 bei Erbssuppe mit Wurst, bei Keksen, Kaffee und Fruchtsaft die Kommentare der Presseoffiziere und die Prophezeiung des Panzergenerals Reidel anhören, daß es 1980 bereits gepanzerte Hubschrauber gäbe. „Vielleicht kann der Standardpanzer schon fliegen?" fragten einige Journalisten. Aber was in diesem internen Kreis Ironie war, wurde anderentags in den Zeitungen im heiligen Ernst vorgetragen. „Leichter als ein Volkswagen zu fahren", „Jetzt müßte er nur



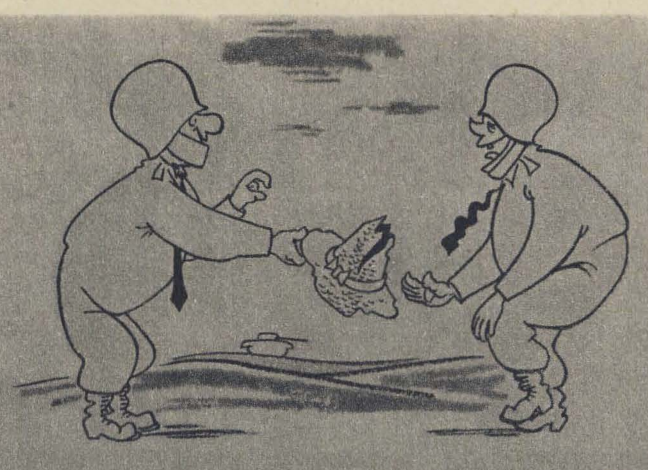
Panzerknacker



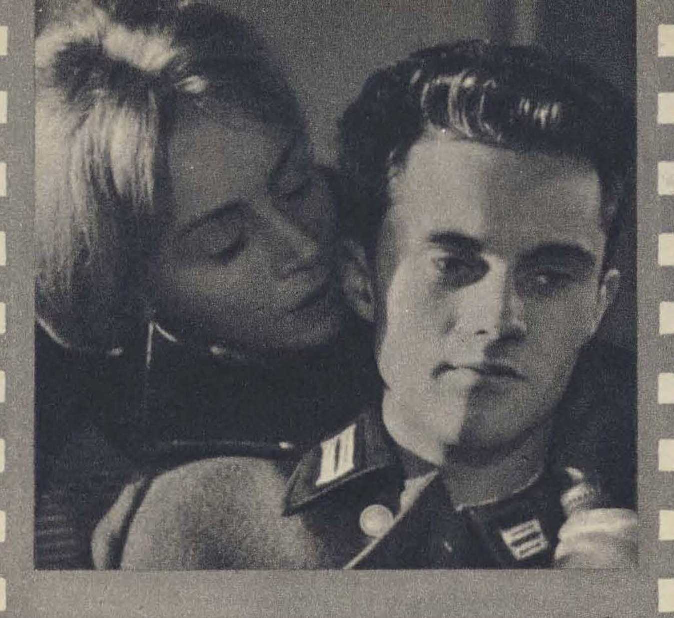
De Gaulle: „Mein Rohr ist aber länger!"

noch senkrecht starten können". lauteten die Kommentare. Und das vom Kriegsministerium gewünschte Wort vom „besten Panzer der Welt" brachte nicht nur eine Gazette gelassen zu Papier.
Aber der beste Panzer der Welt fuhr in Camp de Maily wie im Munsterlager nur im Geiste mit. Eine Zeitung bemerkte über „Leopard": „Nur das Eiserne Kreuz am Turm verrät. daß es sich um den neuen deutschen Standard-Panzer handelt, sonst meint man auf den ersten flüchtigen Blick den sowjetischen T 54 vor sich zu haben." Ein anderer fand die vornehme Umschreibung von einem „dem T 54 nachempfundenen" Panzer. Uns verbleibt nur darauf zu verweisen, daß der „nachempfundene T 54" erst ab 1965 in die Truppe eingeführt wird. der echte aber bereits seit Jahren in der Truppe ist. Und wer wäre so naiv zu glauben. daß die sozialistischen Züchter seitdem auf der Stelle treten? Und noch eins: Den T 54 besitzen alle Armeen des Warschauer Vertrages. Die von den Pariser und Bonner Rosenzüchtern 1959 angestrebte, inzwischen gescheiterte Standardisierung im Panzerbau ist also bei uns bereits vorhanden. und in viel umfassenderem Maße, als die es drüben auch nur geplant hatten. Der Vorzug des Sozialismus offenbart sich eben auch auf militärischem Gebiet!
Im September und Oktober fand in Frankreich der einst vereinbarte Wettbewerb statt, Italiener waren Schiedsrichter. Die Ergebnisse liegen noch nicht vor. Es ist nicht 100prozentig ausgeschlossen, daß die Westdeutschen doch noch auf den französischen Panzer einschwenken. Die Profitsucht treibt die kapitalistische Welt nicht nur auseinander, sondern auch zusammen. Und der verbindende Haß auf den Sozialismus und gegen die eigenen Völker ist dem Frankreich de Gaulles wie dem Deutschland Erhards und Adenauers eigen. Und so kann es auch in diesem oder jenem Fall zu einer gemeinsamen Waffenproduktion kommen, obwohl diese Standardisierung nie so umfassend sein wird, wie die sozialistischer Staaten. Im besonderen Falle des Europa-Panzers aber sind zu 99 Prozent die Würfel bereits gefallen – gegen den Europa-Panzer. Der Wettbewerb der Züchter aus Bonn und Paris wird nicht mehr entscheiden, wessen Distel hüben und drüben des Rheins verbreitet wird, sondern darüber, wessen Distel die anderen Partner zu kaufen wünschen.

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT



„Woran erinnert dich der alte Hut?"
„An den Stand unserer Panzerentwicklung!"







Verteidigt Gunther seine Liebe?

Ganz anders als Penny, die selbstsüchtige und maßlos verwöhnte Professorentochter, ist Li, eine sich selbstlos für ihre Mitmenschen einsetzende Krankenschwester. Von Penny verlassen, gilt Gunther Rists Liebe Schwester Li, die sie nach langer Prüfung erwidert. Später aber ist es die Liebe des schwankenden Gefreiten, die ihre Probe nicht besteht.
In den Rollen: Jutta Hoffmann, Angelika Domröse und Peter Sindermann.

Zwei junge Menschen, vom Zufall zusammengeführt auf einer Sportveranstaltung, finden aneinander Gefallen. Der junge Mann begleitet das Mädchen nach Hause, und auf ihrem gemeinsamen Weg führen sie einen Dialog, der täglich auf Millionen ähnlicher Wege in der ganzen Welt neu begonnen wird: Über die Liebe.
Aber ihr Weg liegt nicht irgendwo im Niemandsland, sondern in unserer Republik. Und der junge Gunther ist kein Irgendwer, sondern ein junger Soldat der Nationalen Volksarmee, der über den Sinn seines Lebens nachdenkt, seine Pflichten kennt und weiß, daß bei uns jeder das gleiche Recht hat auf einen Platz im Leben und Erfüllung in der Liebe.
Das Mädchen Penny pflegt darüber nicht nachzudenken. Ihr ist nur wichtig, was sie amüsiert. Sie nimmt sich, was sie braucht. Sie kennt keine Skrupel, wenn es um die Befriedigung ihrer raffinierten Bedürfnisse geht. Auch in der Liebe.
Gunther aber sieht den Menschen in ihr, nicht das Luxusgeschöpf oder den Reiz billiger Vergnügungen. Und er sieht ihre Umwelt, in der

Fragen an einen jungen Soldaten in Frank Vogels Film „Julia lebt"

ausgerechnet der Vater — ein vielbeschäftigter Wissenschaftler — die unwesentlichste Rolle zu spielen scheint. Dafür geben zynische junge Spießer und Snobs den Ton an und bestimmen, was das Mädchen Penny zu empfinden, was sie zu denken hat. Ein besonders makabrer Geselle wie der Zahnarzt mit dem Spitznamen „Pfeifenbob" maßt sich sogar an, die echte Sehnsucht Pennys abzutun mit der typischen Handbewegung und der irren Behauptung: „Der Spleen ist unnatürlich."
Unnatürlich im höchsten Grade ist das Gehabe dieser Clique, die sich im super-eleganten Heim des professoralen Vaters allabendlich um Penny versammelt. Gunther Rist wird von ihnen als „Urmensch" betrachtet, halb mitleidig, halb staunend und überheblich bespöttelt, in abwegige „Kunstdiskussionen" gezogen und mit blödsinnigen pseudophilosophischen Phrasen konfrontiert.
Gunther Rist reagiert mit Witz und Intelligenz. Und er verschafft sich Geltung. Er glaubt so sehr an das Gute in Penny, daß er den Rat erfahrener Freunde und auch eine erzieherische Maßnahme seines Kompaniechefs unbeachtet läßt, weil er überzeugt ist, daß er mit Penny seine Liebe verteidigt. Aber Penny steckt so tief im Sumpf des „Pfeifenbobs", daß sie ihm seine Liebe vor die Füße wirft, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen ist.
Wieder ein Zufall will es, daß Gunther nach einem Motorradunfall eine junge Krankenschwester kennenlernt, die trotz Enttäuschung ihre Liebefähigkeit bewahrt hat. Sie erkennt den Menschen in Gunther und öffnet ihm ihre tiefen Gefühle und Gedanken. Sie liebt ihn und hofft, daß er ganz zu ihr findet. Als sie gewahr wird, daß er trotz allem zu Penny als seiner ersten Liebe zurückgehen wird, verschweigt sie, daß sie ein Kind von ihm erwartet.

Penny, durch die Gunthers Gedanken nicht spurlos hindurchgegangen sind, möchte mit ihm gemeinsam ihre schlimme Vergangenheit auslöschen, möchte mit ihm nachholen, was sie an echtem Liebeserleben und an ehrlicher Tätigkeit für das Leben versäumt hat. Da trifft den Gefreiten, der an der Grenze seinen Dienst versieht, eine Kugel, und alles wird zerrissen, was drei junge Menschen auf komplizierte Weise miteinander verknüpft hat.
Der Zuschauer nimmt die Fragen auf, die an Gunther gerichtet waren, denn er kann mit diesem Ende seine Geschichte nicht abschließen.
Es sind viele Fragen, und keine geringen Schwierigkeiten, die dieser Film nach dem Drehbuch von Konrad Schwalbe, Manfred Freitag und Joachim Nestler vor jedem einzelnen auftürmt. Regisseur Frank Vogel, der den „Mann mit dem Objektiv" sowie das Fragment „. . . und deine Liebe auch" drehte, führt Episoden vor, die man dramatische Skizzen nennen möchte. Sie stehen nur lose untereinander in Verbindung. Jede einzelne fordert eigenes Denken. Die meisten provozieren Widerspruch, um darauf aufmerksam zu machen, daß es keine Patentlösung und keine Wiederholungen gibt im Leben. Daß jeder sich sein Recht auf einen Platz im Leben und auf Erfüllung seiner Liebe durch den vollen Einsatz all seiner Fähigkeiten erkämpfen muß, und wir keinen Augenblick vergessen dürfen, das Errungene zu verteidigen.

Neben diesen echten szenischen Provokationen, die zu produktivem Widerspruch führen, gibt es in diesem von Werner Bergmann attraktiv fotografierten Film eine Reihe willkürlicher Herausforderungen. Diese unechten Provokationen ergeben sich aus Überspitzungen des Milieus und aus Teilwahrheiten. So bleiben die Ursachen für das unnatürliche und widerwärtige Gebaren des Kreises um Penny völlig im Dunkeln. Auch die Lebensgier und die hysterischen Ansprüche des Mädchens haben keinen realen Boden. Man muß sich das meiste aus Andeutungen zusammenreimen. Daß dieser Geist im Hause eines Spitzenwissenschaftlers der DDR gewachsen sein soll, macht die Sache keineswegs glaubwürdiger.

Dadurch werden leider auch manche positiven Züge Gunthers und seiner Umwelt zurückgedrängt. Im Grunde läßt auch er sich treiben, weil er allein steht. Wo aber bleibt die Hilfe seiner Genossen, wo die Fürsorge und der Ratschlag lebenserfahrener, der Menschenführung fähiger Vorgesetzter? Der Gefreite Gunther Rist sucht die wahre Liebe, tritt er aber entschieden für sie ein? Er tut es nicht. Darin liegen die Hauptschwächen des Films, der in vielen Episoden treffend die Gefühle und die Sprache unserer jungen Generation wiedergibt.

Deshalb darf dieser Mangel nicht unwidersprochen bleiben; denn die gute Idee des Films und die anregende Gestaltung wesentlicher Fragen unserer Zeit verdienen den Zuspruch eines großen, aufnahmebereiten und urteilsfähigen Publikums.

Heinz Hoffmann

Recht vorschriftswidrig dieser Stellungswechsel. Nicht wahr? Aber der Kommandeur hat es ausdrücklich erlaubt, daß sich die Geschützbedienung von Unteroffizier Pohl, eine der besten seiner Abteilung, mit mir fotografieren ließ.



Die silberne Kanone

Nie in meinem jahrhundertelangen Dasein hatte ich geglaubt, daß ich im hohen Greisenalter noch einmal zu militärischen Ehren gelangen würde. Aber so ist das nun einmal: Vor Überraschungen ist man nie sicher. Die Menschen heutzutage bringen die unmöglichsten Dinge zuwege. Ihnen habe ich es zu danken, daß sie mich aus meinem nutzlosen Dasein herausrissen.

Oh, Verzeihung! Ich habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt. Ich bin eine alte Kanone und gehöre den Soldaten des Truppenteils Schmillgun. Rostnarben überziehen mein stählernes Gesicht. Man sagt, ich sei fast dreihundert Jahre alt. Ursprünglich sei ich ein Schiffsgeschütz gewesen, das der Schwedenkönig Gustav Adolf auf Rügen hinterlassen habe. Leider weiß ich darüber nichts mehr, ich kenne weder meine Eltern noch mein Geburtsjahr.

Gut entsinne ich mich meiner letzten Jahrzehnte. Die verbrachte ich auf dem Fürstenschloß in Putbus. Der Fürst pflegte mich jedoch gar nicht fürstlich. Daher mein runzliges Gesicht. Am liebsten hätte ich einmal in eines der vielen Feste hineingehalten, die dort mit Prunk und Tschingtara gefeiert wurden. Doch leider fand sich niemand, der mir dabei half. Aber trotzdem erhielt der Fürst seinen verdienten Lohn. Er wurde gegangen. Sein Schloß verfiel mit der Zeit.

Im Jahre 1960 hatten es die Leute über, dieses unansehnliche Überbleibsel aus feudaler Vergangenheit in ihrer Stadt zu wissen. Sie rissen das Schloß einfach ab. Ich versank unter seinen Trümmern. Jetzt ist es aus, dachte ich bei mir. Jetzt wirst du auf irgendeinem Schrotthaufen landen. Die Gemäuer wanderten nämlich auch ab, sie wurden für die neuen Großblockbauten in Stralsund verwendet.

Aber ich sollte mich in den Menschen von heute getäuscht haben. Mühevoll zogen sie mich aus den Trümmern. Zu meiner größten Freude waren es Soldaten, sogar Artilleristen, die mich liebevoll säuberten und mich mit in ihre Kaserne nahmen. Wie schlug mein altes stählernes Kanonenherz, als sie mir eine schöne hölzerne Lafette mit Speichenrädern bauten und einen silbernen Anstrich gaben!

Aber was würde nun weiter aus mir werden? Ich

wollte doch nicht wieder nutzlos herumstehen. Die Soldaten gefielen mir. Wenn sie eine Aufgabe für mich fänden ... Und was soll ich Ihnen sagen? Der Kommandeur befahl mir, als Wettbewerbstrophäe zu den Soldaten der jeweils besten Abteilung zu gehen. Ich konnte das kaum fassen. Ich alte Kanone als Ansporn für die jungen Kanoniere von heute! Vor Freude sprang ich aus meiner Lafette!

Und da ging es auch schon los. Die Soldaten überschlugen sich bald in ihrem edlen Wettstreit um höhere Ausbildungsergebnisse. Sie übertrafen sich gegenseitig an ihren modernen Kanonen und Haubitzen. Sie unterboten ihre Normen und kämpften um bessere Schießergebnisse.

Nie werde ich vergessen, wie mich die Soldaten der damaligen dritten Abteilung erstmalig am 7. Oktober 1960 in ihre Einheit holten. Meine Fahrt durch die Kaserne war ein wahrer Triumphzug. Freude und Begeisterung auf allen Gesichtern.

Hören Sie nur, was sie alles anstellten, um mich zu erobern. Die Kanoniere der Batterie Spors erreichten im Laufe des Jahres solche Ausbildungsergebnisse, daß sie „Beste Batterie" wurden. Bei einem Ernteeinsatz bewahrte der Gefreite Schewczik durch rechtzeitiges beherztes Eingreifen eine LPG vor einem Brandschaden von etwa 250 000 DM. Für die gute Pflege der Kanonen und der Fahrzeuge erhielt der Truppenteil im Mai vorigen Jahres ein rotes Gagarin-Banner. Dreimal hintereinander steht er nun schon an der Spitze im Wettbewerb innerhalb des Verbandes. Und zu allen diesen Erfolgen habe auch ich mein bescheidenes Scherflein beigetragen. Ist das nicht ein Grund stolz zu sein?

Nun stehe ich schon seit einigen Monaten bei den Genossen der Abteilung Schultheiß. Nein, nein, mit Berliner Bier hat der Kommandeur nichts zu tun, er trinkt Greifswalder. Dafür tut er aber um so mehr, um seine Soldaten zu hohen Ausbildungsergebnissen zu führen. Am 1. März dieses Jahres waren sie noch unrühmliche Besitzer der häßlichen roten Laterne. Das fuchste den Kommandeur. Und nicht ihn alleine sondern auch seine Soldaten. Alle strengten sich mächtig an, um mich zu erobern. Bei einer Feuerleitübung, bei der Pflege ihrer Kanonen und Fahrzeuge, in der politischen Massenarbeit – auf allen Gebieten schritten sie kräftig voran. Schon im Juni konnte der Kommandeur verkünden: Abteilung Schultheiß – beste Abteilung des Truppenteils!

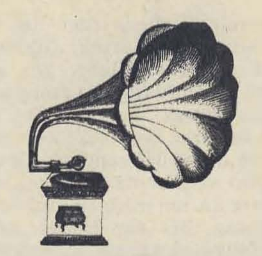
Besonders stolz bin ich auf die guten Schießergebnisse meiner Genossen. Salut! Sie schießen wie die Götter! Beim letzten Mal holten sie unter erschwerten Bedingungen eine Eins nach der anderen. Sind sie nicht Klasse? Die Genossen des Führungszuges von Leutnant Bertram aus der Batterie Parnitzke verdienen ein extra Lob. Sie unterboten alle ihre Gefechtsnormen. Alle sind darauf aus, schnell feuerbereit zu sein. Sie wollen mit dem ersten Schuß treffen. Auf diese Artilleristen lasse ich nichts kommen!

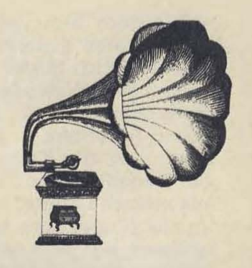
Doch ich will lieber nicht so viel vom Schießen sprechen. Da werde ich immer etwas wehmütig. Wie gerne würde ich den geheimen Wunsch mancher Kanoniere wahrmachen, auch einmal eine Kugel aus meinem Rohr abzufeuern. Doch daraus wird wohl nichts werden. Meine neuzeitlichen Kolleginnen können das tausendfach besser. Ich begnüge mich damit, die Soldaten in ihrem edlen Wettstreit anzuspornen. Sich am richtigen Platz nach besten Kräften nützlich zu machen, dazu bin ich noch lange nicht zu alt.

Rolf Dressel



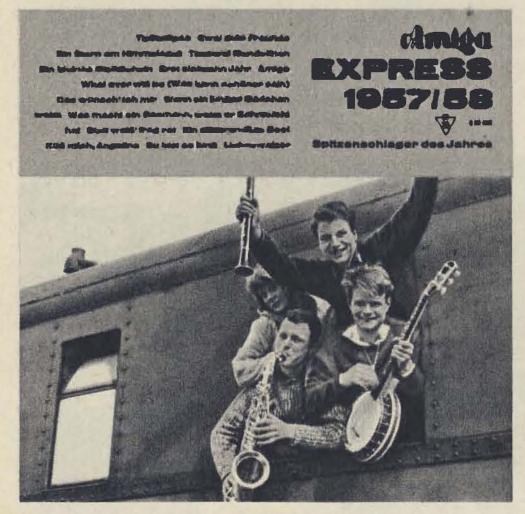
Das sind einige Normenbrecher vom Zug Bertram bei ihrer Arbeit auf der B-Stelle. Ihr Batteriechef, Oberleutnant Parnitzke, legt größten Wert auf Schnelligkeit und Präzision. Aber auf Unteroffizier Riese am Richtkreis, und die Kanoniere Lind und Martin am Funkgerät, kann er sich verlassen.



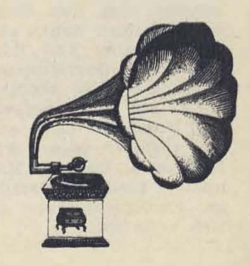

Hans Sachs
Die Meistersinger von Nürnberg
ETERNA


5 60 066
Fummel und Bummel bei den Katzenkindern
ETERNA


Amiga
EXPRESS
1957/58
Spitzenschlager des Jahres


ETERNA
Morgenstern Gedichte
5 60 057



DDR UNSER VATERLAND



as kann ich meiner Marie nur auf den Teller legen?“ Wenn Sie bei dieser Frage nicht an den Weihnachtsteller, sondern an den Plattenteller und an Ihren nächsten Jahresurlaub denken, können wir ja gemeinsam einen Blick in den Plattenschrank mit den Neuerscheinungen des Jahres 1964 werfen. Während wir etwas Passendes heraussuchen, verbleiben uns einige Sekunden für diese Worte: Der VEB Deutsche Schallplatten hat bisher 2700 Neuerscheinungen herausgegeben, d. h. durchschnittlich eine pro Tag. 1953 waren es 1,6 Millionen Schallplatten mit 1,6 Millionen Einheiten, 1963 sind es 4,1 Millionen Platten mit 13,2 Millionen Einheiten. Eine Einheit – das ist die Spieldauer einer alten 78er Platte, ungefähr 6 Minuten. 1953 wurde je Kopf der Bevölkerung 0,30 DM für Platten ausgegeben, 1963 1,80 DM. Eine Einheit kostete 1953 3,75 DM, heute aber durchschnittlich nur noch 2,30 DM. Also . . . doch pst, die erste Platte dreht sich: „Ich hab' sie am Vesuv gesehn, und fand . . .“ Sie finden diese (Tina)-Marie zu alt? Aber sie ist treu, Genosse! Während nämlich „Ganz Paris von der Liebe träumt“ und der „Käp'ten Bumm aus Bahia“ fragt: „Wovon können die Matrosen denn schon träumen“, vergießt diese „Tina-Marie“ in „Sieben einsamen Tagen“ Tränen über den „Weißen Holunder“. (Vielleicht weil sie diesen absoluten Spitzenerfolg nicht bekommen hat?) Also: „Der Mond hält seine Wacht“ ganz überflüssigerweise, und wir schlagen Ihnen deshalb vor, sich im „Amiga-Expreß“ mit „Tina-Marie“ die ganze Spitzenparade der Jahre 1955/56 ins Haus bringen zu lassen. Ist es zwischen Ihnen noch zu kalt, können Sie sich dann durch je eine Platte Armstrong, Ellington und Benny Goodman erwärmen lassen, oder Sie machen es sich in Willi Schwabes musikalischer Rumpelkammer gemütlich. Sind Sie aber lieber zu Fuß, können Sie auch „mit Herbert Roth durchs Thüringer Land“ wandern. – Sie wollen Ihre Marie erst einmal ernsthaft prüfen? Während wir dazu aus dem nächsten Fach etwas heraussuchen, noch dies zu Amiga: Die Gesamtproduktion stieg um das Dreifache, ohne daß wir mit Westrepertoire unser eigenes Können verleugneten (1956 Westtitel: 50 %, 1963: 15 %). Aber jetzt wieder aufgehorcht: „Sie hat mich nie geliebt . . .“ Der sich derart verzweifelt in Noten an die Brust schlägt, ist Philipp aus Verdis Don Carlos. Diese anklägerische Rolle ist ihnen zu grob? Vielleicht machen Sie dann ihre Marie mit ihrer Begeisterung für die skandalumwitterte, aber gesanglich einmalige Callas eifersüchtig? Oder Sie prüfen Maries Ernsthaftigkeit mit einem Exkurs in „1000 Jahre Musikgeschichte in klingenden Beispielen“! Eine musikalische Palette vom Volkslied bis zur Symphonie bietet Ihnen Eterna. Und nicht nur Ihnen. In der ganzen Welt wird Eterna-Musik gehört: als Eterna-Platten oder als Übernahme von Eterna-Bändern. Eterna hat in den 10 Jahren das Standard-Repertoire der klassischen Musik herausgebracht, alle 9 Beethoven-Symphonien, mehr als 20 weltliche und geistliche Kantaten Bachs, um nur einiges zu nennen. Und während die Amiga-Produktion bei dreifacher absoluter Steigerung anteilmäßig von 83 % auf 31 % zurückging, stieg der Anteil der Eterna-Produktion von 17 % auf 62 %. Und in Westdeutschland brüsten sie sich, daß sie 25 % der gleichgearteten Plattenproduktion haben. Die Antwort, wo die gebildete deutsche Nation heranwächst, können wir uns da wohl schenken, zumal bereits die nächste Platte aufgelegt ist.

„Ist das denn nicht . . .?“ Richtig erkannt! Es ist Helene Weigel, und was sie spricht, ein Brecht-Gedicht. Die Stimmen bekannter Dichter und berühmter Interpreten bietet Ihnen „Litera“. Wenn Ihnen jetzt, da Sie Ihre Marie ernsthaft geprüft haben, aus der Litera-Produktion Brecht-Gedichte zu ernst, ein Märchen zu kindisch, der ganze „Egmont“ zu lang ist, können sie auch ein Feuerwerk von Witzen und Humor loslassen, etwa eine Platte von Morgenstern, Wilhelm Busch oder Tucholsky, eine Platte mit Eberhard Cohrs oder Rolf Herricht. Die Nachfrage nach Wortplatten ist von Jahr zu Jahr gestiegen und ihr Anteil hat schon 7 % an der Gesamtproduktion erreicht. – Im letzten Fach finden wir eine Art Festschrift. Beim Durchblättern der mit Fotos, handschriftlichen Auszügen und Gedichten festlich gestalteten Schrift entdecken wir in einer Tasche eine kleine Schallplatte: „Ernst Busch singt auf Aurora-Schallplatten“. Die Spanien-Lieder sind bereits erschienen, und alle zwei Monate wird eine neue Serie folgen, immer unter dem Titel: Aurora-Schallplatte. Bevor wir die „Neuen deutschen Volkslieder“ aus dieser Serie hören, wollen wir aber zu einem anderen Verkaufsschlager greifen: Zum Antistatik-Tuch. Es macht die Schallplatten gegen ihren größten Feind, den Staub, unempfindlich. Auch Sie sollten diese Ausgabe nicht scheuen; denn dann können Sie mit Ihrer Marie der Aurora-Platte nicht nur im kommenden Jahresurlaub lauschen, sondern Sie werden noch in 20 Jahren Freude an dieser Kostbarkeit haben. *– th*



Panzer im Visier

Seitdem der Panzerkampfwagen die Arena der bewaffneten Auseinandersetzung betrat, läuft das Wechselspiel Panzerschutz – Panzerbekämpfung auf vollen Touren. Vom Tankabwehrgewehr von Dreyse (Kal. 13 mm) bis zur heutigen rückstoßfreien Panzerbüchse war es ein weiter Weg.

Rückstoßfreie Waffen, mit denen kumulativ wirkende Hohlladungsgranaten verschossen wurden, hatten sich erst im zweiten Weltkrieg herausgebildet. Gegenwärtig gehören rückstoßfreie Waffen – von der Panzerbüchse bis zum Geschütz – zur Ausrüstung aller modernen Armeen.

Die Schützengruppen der Nationalen Volksarmee sind mit der 40-mm-Panzerbüchse ausgestattet. Diese Waffe ist ein leichtes panzerbrechendes Mittel, das zur Bekämpfung und Vernichtung beweglicher sowie feststehender gepanzerter Ziele, wie Panzer, SPW, Bunkerschorten u. a. bestimmt ist.

Die Panzerbüchse arbeitet nach dem Prinzip der Rückstoßfreiheit. Eine rückstoßfreie Waffe ist eine Feuerwaffe, bei der im Gegensatz zu anderen Feuerwaffen bei der Abgabe des Schusses



Vorderer Teil des Rohres mit Visiereinrichtung (bis 150 m) und Gehäuse der Schlageinrichtung. Vor der Schlageinrichtung befindet sich die Abzugseinrichtung.

Gesamtansicht der Panzerbüchse – Rohr, Visiereinrichtung, Abzugseinrichtung mit Sicherung, Gehäuse der Schlageinrichtung, Rohrsicherung, Tragriemen mit Schutzkappen. Darunter Hohlladungsgranate (Kal. 80 mm) ohne Treibpatrone.



Mit ihrer Länge von 950 mm wird die Panzerbüchse umgehängt getragen. Rohrmündung und Mundstück sind mit den Schutzkappen verdeckt.

keinerlei Rückstoß auftritt. Dies wird durch folgende konstruktive Besonderheiten erreicht: Das Rohr einer rückstoßfreien Waffe ist am Rohrmundstück völlig bzw. teilweise offen. D. h. eine Verriegelung des Rohres mit gleichzeitiger Abdichtung nach hinten findet nicht statt. In dem Falle, wo das Rohr mit einem Verschluß versehen ist, sind mehrere Bohrungen bzw. Ausschnitte, die als Düsen bezeichnet werden, vorhanden. Im Gegensatz zu anderen Feuerwaffen, bei welchen nach der Entzündung der Treibladung alle Pulvergase dem Geschoß nachströmen und den Lauf nach vorn verlassen, entweicht bei rückstoßfreien Waffen ein Teil der Pulvergase nach hinten. Der andere Teil verleiht der Granate die für ihren Flug erforderliche V_0. Das Rohr der 40-mm-Panzerbüchse ist innen glatt. Im vorderen Drittel, unterhalb des Rohres, ist das Gehäuse der Schlageinrichtung angeschweißt. Unmittelbar davor ist die Abzugseinrichtung gelagert. Vorn oben befindet sich die Visiereinrichtung und am Rohrmundstück die Rohrsicherung.

Im geladenen Zustand ist von vorn in das Rohrmundstück eine Überkaliber-Hohlladungsgranate eingeschoben, deren Konstruktion und Sprengkraft dem Stand der heutigen Panzer entsprechen.

M. H.

Abschuß! Der Schütze ist in Rauch und Qualm gehüllt, doch schon wird eine neue Granate eingeschoben.

Ede und der freie Mann



»Mit den Rüben ist es wie mit den Menschen, Bübchen. Wenn man sich nicht drum kümmert, wird nicht viel draus", philosophierte Ede zu meinem großen Erstaunen plötzlich und tat einen mächtigen Zug aus einer überdimensionalen Tabakspfeife, deren Kopf getrost als Hauklotz Verwendung finden konnte.
Ich war von Ede derart ernste Weisheiten nicht gewohnt und schwieg ergriffen. Doch der mit „Bübchen" angeredete junge Bursche, der zwischen Ede und mir im Fahrerhaus des LPG-eigenen S-4001 klemmte, winkte gelangweilt ab.
„Ick bin Dachdecker", sagte er, „und an der Erde kriechen is eines freien Mannes unwürdig. – Hau mal lieber noch'n Zahn druff, damit der Kasten richtich rollt! Bist doch schließlich Armeekraftfahrer!"
Ede schüttelte langsam den Kopf, paffte – daß ein Eisenbahner an der Bahnlinie nebenan verwirrt die Schranken schloß, weil er glaubte, der Mittagszug komme schon –, und erklärte dann knapp:
„Gerade deshalb fahre ich anständig!"
Mir nahm diese Behauptung ein wenig den Atem, denn ich kannte Edes in dieser Hinsicht bewegte Vergangenheit. Bübchen kannte sie nicht und stieg sofort in das Thema ein:
„Wat denn? Fahr'n nennste det? Da solltet ihr mich mal uff meine Rattertüte sehn!"
„Rattertüte?"
„Oder kurz jesagt ‚RT'", ergänzte er und sah mich mit unendlicher Verachtung an. „Immer volle Pulle! Anders is es eines freien Mannes . . ."
„Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit!" unterbrach ich ihn mit erhobener Stimme.
„Lassen Sie mal, das versteht der Kleine doch noch nicht", mischte sich nun Ede ein. „Was weiß denn der von Kraftfahrerehre!"
„Kraftfahrerehre", echote Bübchen höhnisch. „Was biste denn schon als Kraftfahrer – 'n armes Schwein biste und bleibste, weiter nischt!"
„Banause!" versetzte Ede und blies eine Qualmwolke zum Fenster hinaus. „Das hättest du mal meinem Vater sagen sollen. Das war ein ganz berühmter Kraftfahrer, der hat es sich sogar leisten können, eine Million zu verschenken."
„Eine Million? – Zu verschenken?"
„Zu verschenken", bestätigte Ede kopfnickend und blickte so wehmütig in seinen leeren Tabaksbeutel, daß ich eilig meinen hinüberreichte. Leider war er nur noch halbvoll, so daß der Tabak für Edes Pfeife nicht ganz langte.
„Macht nichts", meinte er begütigend, „bis zum Konsum komme ich schon damit." Dann lehnte er sich bequem in den Sitz zurück, um seine Geschichte vom Stapel zu lassen.
„Das war noch vor dem Krieg", begann er. „Mein Vater fuhr damals mit einem Fernlaster in die Staaten 'rüber." *(Fortsetzung auf Seite 32)*



Illustration: Harri Parschau

Anekdotisches

Die Letzte

„Zum letzten Mal", bestimmt Hauptmann Möhle, „in diesem Dienstzimmer wird nicht geraucht!" Zwei Minuten später fingert er, in seine Arbeit vertieft, eine Zigarette aus der Tasche. Ein Unterfeldwebel reicht ihm bereitwillig Feuer. Plötzlich stutzt der Hauptmann: „Was hatte ich eben gesagt?"
Darauf der Unterfeldwebel: „Daß es die Letzte ist, Genosse Hauptmann!"

Musikalisch



Soldat Wagner liegt auf dem Rücken und singt aus vollem Halse. Nach einer Weile hört er auf, dreht sich auf den Bauch und singt weiter. „Was machst du denn da?" fragt ihn sein Freund. „Ich spiele Schallplatte. Jetzt spiele ich die andere Seite."

Gewährt

Aus dem Urlaubsgesuch eines jungen Soldaten: „Ich bitte um Gewährung von Entbindungsurlaub. Grund: Besuch meiner Frau."

Genau nach Rollenbuch

Unteroffizier Kannemann ist Bühnenbeleuchter von Beruf. Als beim Gefechtsschießen eine getroffene Scheibe nur langsam umkippt, ruft er seinem Nachbarn zu: „Erst schreit er, dann fällt er."

Trockene (Mahl-)Zeiten

Alarm! Die Rückwärtigen Dienste haben alle Hände voll zu tun, um die notwendigen Versorgungsgüter schnell zu verladen. Da kontrolliert der Stabschef die Feldküche einer Kompanie. „Was nehmen Sie alles mit?" fragt er den Hauptfeldwebel. Der zählt auf: Konserven, Eipulver, Milchpulver, Trockengemüse, Trockenkartoffeln ... „Nur die Butter fehlt noch", fügt er hinzu. „Sie wird gerade geholt."
Darauf der Stabschef: „Das dauert zu lange! Können Sie nicht Trokkenbutter mitnehmen?"

Vignetten: Parschau

„Nach Amerika?" fragte Bübchen und riß die Augen auf. „Mit 'nem Lastzug?"
„Natürlich", sagte Ede ungerührt. „Aber unterbrich mich nicht immer! Er fuhr also in die Staaten 'rüber und hätte, wenn er nur wollte, mit einer Million Dollar wiederkommen können."
Jetzt war Bübchen ganz Ohr. „Weiter!" drängte er. „Was war weiter?"
„Ja, das war so", fuhr Ede fort. „Da lebte in Chikago ein Mann mit einer hübschen Tochter. Der hatte lange vorher mal seine Frau mit einer Million Dollar versichert und dabei heimlich gedacht: Herrgott, jetzt soll sie von mir aus der Teufel holen!
Nun mag sein, daß der Herrgott damals gerade in Urlaub war, und die Botschaft gelangte dadurch gleich auf dem kürzesten Wege ins Höllenministerium – jedenfalls, als der Mann wieder nach Hause kam, war seine Frau schon dahingegangen, ohne noch seine Socken zu stopfen.
Da packte ihn die große Verzweiflung. Er ließ sich die Million in lauter Ein-Dollar-Scheinen auszahlen – zwanzig Kisten voll, die er sich alle in seine Stube stellte, um immer an seine Freveltat erinnert zu werden. Nicht einen Dollar verbrauchte er von dem Geld. So wollte er büßen ..."
„Aber was hat denn das alles mit deinem Vater zu tun?" fragte Bübchen nun doch wieder dazwischen.
„Immer abwarten", sagte Ede und blies seinen Hochofen wieder an, der ihm beim Erzählen ausgegangen war. „Das kommt ja jetzt. Mein Vater lernte nämlich die hübsche Tochter kennen, die ihm die traurige Geschichte erzählte. Und auch, daß ihr Vater jeden Abend vor dem Einschlafen betete, der Herrgott möge ihm die Dollars in Klosettpapier verwandeln – einmal, weil daraus zu ersehen gewesen wäre, der Himmel hätte ihm seine Sünde vergeben und zum anderen, weil er sich durch den Kummer ein chronisches Darmleiden zugezogen hatte. Auf den Knien hat das Mädchen gebettelt, ihr und ihrem armen Vater doch zu helfen. Der Plan dazu war ganz einfach. Sie wollte ihren Vater überreden, neue Geldkisten zu kaufen, weil die alten schon recht schäbig waren. Mein Vater sollte damit vorfahren, die Kisten – mit Klosettpapier gefüllt, versteht sich – hochtragen, beim ‚Umpacken' behilflich sein und mit den alten Kisten samt Dollars unauffällig wieder verschwinden. Er hätte dann die Million, ihr Vater seinen Seelenfrieden und sie – einen reichen Mann. Ein ganz reelles und ehrliches Geschäft also. Mein Vater war einverstanden, besorgte die Kisten und vereinbarte den Termin ..."
Nachdenklich hielt Ede inne und begann behutsam, einen Mülleimer Asche aus der Pfeife zu klopfen.
„Na – und dann?" fragte Bübchen in atemloser Spannung.
„Tja, dann kam was, was du wieder nicht begreifen wirst", erwiderte Ede etwas von oben herab, bremste quietschend vor dem Dorfkonsum, öffnete die Tür und schwang sich hinaus. „Mein Vater verzichtete. Denn er hatte auch seine Kraftfahrerehre – und vor dem Haus des Millionenmannes war Halteverbot!"

OBERFELDWEBEL PETER WEBER bedankt sich an dieser Stelle bei zwei Männern: bei Aserjan, dem weltbekannten sowjetischen Turner, und Herrn Blümel, seinem einstigen Sportlehrer. Beide sind dafür „verantwortlich“, daß der Oberschüler Weber beschloß, sich mit Kür und Pflicht etwas näher zu beschäftigen. Aserjan erlebte er beim II. Turn- und Sportfest, war unsagbar begeistert und bestürmte ihn nach einem Autogramm, das er übrigens noch heute jedem Besucher zeigen kann. Was aber hätte die geweckte Turnbegeisterung allein genützt, wenn der Sportlehrer nicht gewesen wäre? Dieser nährte die entflammte Leidenschaft und nahm ihn zu Trainingsabenden der BSG Fortschritt Finsterwalde mit. Der erste entscheidende Schritt war getan. Daß diesem der zweite folgte, verdankt er seinem eigenen Ehrgeiz, einer gesunden Portion Energie und hilfsbereiten Genossen. Als Peter Weber nach dem Abitur nämlich die steingraue Uniform anzog, kam er in eine Armeedienststelle, in der es wenig Möglichkeit zum Turnen gab. Er sparte sich ein Simson-Moped zusammen und gab nach Dienst, sooft es ging, in Richtung Potsdam Gas. Meist wurde es sehr spät, wenn er beim Armeesportklub Vorwärts ankam. Einen dienstfreien Sonnabendnachmittag oder Sonntag nutzte er natürlich restlos aus. Mutterseelenallein turnte er wochenlang in der ASK-Halle, bis die Trainer auf ihn aufmerksam wurden und ihm nach besten Kräften unter die Arme griffen. Und wenn man weiß, daß Peter damals in seiner dienstfreien Zeit den Sprung in die Leistungsklasse I schaffte, muß man ihm heute noch hohe Anerkennung zollen. Heute ist Oberfeldwebel Weber Turner des ASK Berlin und der Meisterklasse. Seine besonderen Kennzeichen sind Beständigkeit und Härte. Als bester Armeeturner wurde er bei den letzten Meisterschaften Vierter. Und das mit einer Oberschenkelzerrung!



Dürfen wir vorstellen...

STABSGEFREITER WOLFGANG BRICK reitet gleich mehrere Pferde. Sein Steckenpferd ist stählerner Natur, frißt Sprit und entfesselt immerhin die nicht unbedeutende Kraft von 18 Pferdestärken. Zündschlüssel, antreten, Gas — und schon „galoppiert“ die 350er Jawa. Etwas komplizierter ist es schon mit den drei Pferdestärken im Reitstall der Modernen Fünfkämpfer des ASK Berlin: „Ingor“, „Granate“ und „Allerhand“. Sie müssen von früh bis spät gepflegt, betreut und geritten sein. Schließlich kommt es beim Wettkampf nicht zuletzt auch auf einen guten Parcourritt an. Und Voraussetzung ist ein gut vorbereitetes Pferd. Der 26jährige Wolfgang Brick, einst Deckstellenleiter beim Staatlichen Hengstdepot Redefin, hat in der Fünfkampf-Mannschaft dieses wichtige Amt der Pferdepflege inne. Darüber hinaus gibt es noch einiges mehr zu tun. So ist er Korrekturreiter — das heißt, er muß alle Pferde so zureiten, daß sich jeder Aktive (beim Modernen Fünfkampf werden die Pferde ausgelost) auf ihnen zurechtfindet. Ist der Reittrainer mal krank oder im Urlaub, springt er ebenfalls in die Bresche und macht seine Sache als geprüfter Fachmann immer wieder gut. Die ASK-Sportler können das nur bestätigen. Oberleutnant Petrikowski von der Vorwärts-Mannschaft hatte bei einem Wettkampf in Halle besonderen Grund, dem Genossen Brick dankbar zu sein. Die Auslosung ergab für ihn „Ingor“. Wolfgang, der den sechsjährigen Fuchs so gut wie seine Hosentasche kennt, machte den Mannschaftskameraden noch vor dem Ritt auf eine Eigenart aufmerksam und gab den Rat, nach dem „Tiefsprung“ durchzuparieren. Petrikowski befolgte den Tip, plazierte sich ausgezeichnet im Reiten, was für ihn den Ausschlag zu einem guten Gesamtergebnis gab . . .



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Czepel D-344

Einen geländegängigen LKW mit der Bezeichnung „Czepel D-344" brachte die ungarische Automobilindustrie heraus. Das Fahrzeug weist einige militärisch interessante Eigenschaften auf. Seine Nutzlast im Gelände beträgt 3 Mp, auf Straßen 4,5 Mp. Ein 100-PS-4-Zylinder-Dieselmotor ist sein Antriebsmittel. Der LKW ist allradgetrieben und jedes Vorderrad besitzt einen eigenen Achstrieb (seitlich angeordnet). Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 80 km/h, der Fahrbereich 500 km.

Transport-Katamaran

Ein Katamaran- (Doppelrumpf) Transport- und Landefahrzeug bauten sowjetische Konstrukteure. Das Wasserfahrzeug hat eine hohe Geschwindigkeit (geringer Wasserwiderstand) und minimalen Tiefgang. Es ist 72 m lang und 16,9 m breit. Jeder der beiden Schiffskörper hat einen 540-PS-Dieselmotor. Die Tragfähigkeit beträgt 600 t.

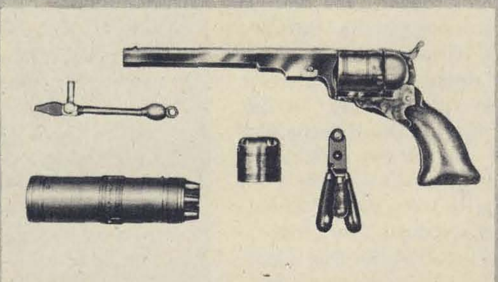
UdSSR testet neuen Skaphander

Wie TASS meldet, besteht das umfangreiche Testprogramm für einen neuen Skaphander aus über hundert Abschnitten. Dieser neue Raumanzug soll seinen Träger vor allen Überraschungen auf der Erde und im Kosmos schützen.
Die bisherigen Proben haben ergeben, daß der Skaphander auch bei einem vielstündigen Aufent-



Pfefferbüchse und „Colt"

Bei den Handfeuerwaffen unterscheidet man neben Gewehren, Karabinern und MPi auch Pistolen und Revolver. Manche Leute sagen ganz einfach Colt und meinen damit den Revolver, in der Annahme, das sei nur eine andere Benennung für die gleiche Waffe. Aber Colt ist ein Personenname und nicht einmal der Name des eigentlichen Erfinders!
Mehrladewaffen hat man schon früher zu bauen versucht, und es sind davon über 300 Jahre alte Modelle bekannt. Alle aber scheiterten an den unpraktischen Zündvorrichtungen. Erst mit der Erfindung des Perkussionsschlosses (Zündhütchen) konnten gebrauchsfähige Revolver angefertigt werden. Besonders bekannt wurden die sogenannten Pfefferbüchsen, bei denen 5 bis 8 Läufe als Trommel zusammengefaßt wurden und sich um die Mittelachse drehen ließen. Die Zündung erfolgte durch einen Hahn, der auf die Zündhütchen am Ende der Läufe schlug und beim Spannen das Laufbündel selbsttätig weiterdrehte.
Es gab auch solche Pfefferbüchsen, bei denen das Drehen sowie das Spannen und Zuschnappen des Hahnes durch den Abzug erfolgte.
Der Amerikaner Samuel COLT hat mit Hilfe des eigentlichen Erfinders, des Büchsenmachers Pearson, die Konstruktion so verändern lassen, daß sich nicht die Läufe insgesamt drehten, sondern nur der hintere Teil, nämlich die Patronenkammer. Dadurch brauchte man nur einen, jetzt feststehenden Lauf. Im übrigen war das erste Modell, für das Samuel Colt das historische amerikanische Patent von 1836 erhielt, noch immer ein Vorderlader mit Perkussionszündung. Natürlich war das Laden der kurzen Trommel, noch dazu mit einem besonderen Ladehebel, sehr vereinfacht und ging ziemlich schnell. Bei späteren Modellen wurde die Hahnspannung durch Abzugsspannung ersetzt, manche Verbesserung vorgenommen und das ganze System erst richtig wirksam durch die Einführung der Metallpatronen (Hinterlader). Die Bedeutung Samuel Colts liegt nicht darin, daß er die neue Waffe erfunden oder selbst gebaut hat, sondern daß er mit viel Reklame und rücksichtsloser Ausnutzung der modernen Serienproduktion alle Konkurrenten schlug und sein System mit Hilfe von Lizenzfabriken über die ganze Welt verbreitete. Schon damals bot ihm ein Krieg Amerikas gegen Texas die beste Gelegenheit, seine Revolver in Staatsauftrag herstellen zu lassen.
Heute werden Pistolen mit Reihenmagazin bevorzugt, aber noch immer schätzt man in vielen Ländern den Colt-Revolver wegen seiner Robustheit.
K. Breske

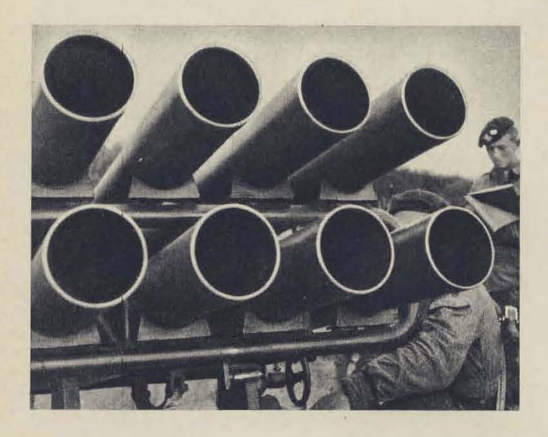


Colt, Modell Texas Paterson, mit Ladevorrichtung.

halt in eiskaltem Wasser zuverlässig vor Ertrinken und Erfrieren schützt, und daß die eingeschalteten Geräte dabei einwandfrei arbeiten. Zu den weiteren Tests gehören die Erprobung in einem tiefen, fast kosmischen Vakuum sowie unter hohem Druck, bei Kältetemperaturen zwischen 70 und 100 Grad und bei einer Hitze von mehr als 80 Grad Celsius.

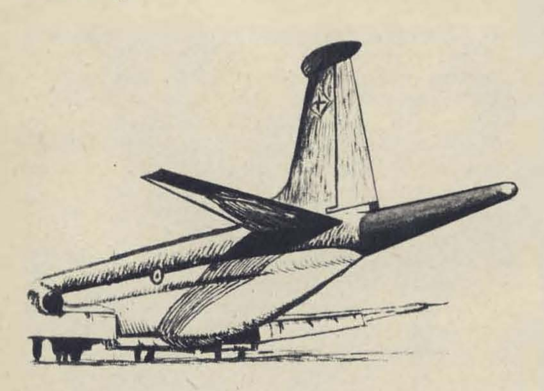
Abwurffähig

An Fallschirmen abgeworfen oder mit Hubschraubern abgesetzt werden diese achtrohrigen rückstoßfreien Geschütze der polnischen Fallschirmtruppen. Mit diesen Solvengeschützen wird das Feuer der Maschinenwaffen wirksam unterstützt. Die Salvengeschütze der „Roten Teufel", wie die polnischen Fallschirmjäger genannt werden, sind die kleinsten Katjuschas. Ihre Feuerkraft jedoch ist enorm.



»Atlantic« gegen U-Boote

Zur U-Boot-Suche wurde in der französischen Luftwaffe eine Spezialversion des bekannten Typs Breguet-1150 „Atlantic" in Dienst gestellt. Das Flugzeug ist mit Funkmeßgeräten ausgerüstet, die sich im verlängerten Heck befinden (siehe Zeichnung).



Rucksackrakete



Dieser schwedische Soldat (siehe Abbildung) bedient eine Panzerabwehrrakete, die er in dem Behälter auf seinem Rücken trägt. Es ist ein Typ der Firma BOFORS. Der Schütze ist mit einem Spezialanzug (Nackenschutz, Asbest) bekleidet. Das Ziel-Lenkgerät trägt er in der Hand.

Westdeutsche U-Boote für Dänen?

Wie ausländische Nachrichtenagenturen verlauten, will Dänemark im Lizenzbau zwei U-Boote vom westdeutschen Typ „U 1" auf eigenen Werften bauen. Ob die Dänen bei diesem Entschluß, angesichts der letzten Kalamitäten mit den westdeutschen U-Booten, bleiben? „U 1" hat folgende taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	350 ts
Länge	44 m
Breite	4,6 m
Besatzung	20 Mann
Höchstgeschwindigkeit	
– über Wasser	10 sm/h
– unter Wasser	20 sm/h
Bewaffnung	8 Torp. Rohre 533 mm



Pistole aus Aluminium

In der ungarischen Volksrepublik ist eine 9-mm-Pistole entwickelt worden, deren Griff- und Verschlußstück aus einer speziellen Aluminiumlegierung bestehen. Die Legierung entspricht allen Erfordernissen der Waffe. Noch 5000 Schuß sind kaum Verschleißspuren an den gleitenden Teilen (Verschlußstück) bemerkt worden. Außerdem setzt die Leichtmetallegierung die Gesamtmasse der Pistole erheblich herab. Gegenüber anderen Fabrikaten von 9-mm-Pistolen mit einer Masse von 670 bis 1270 g beträgt die Masse der ungarischen Waffe nur 520 g. Die Pistole hat eine Sicherungseinrichtung, die es ermöglicht, die Waffe in geladenem Zustand zu lagern. Nach dem Entsichern braucht nicht durchgeladen zu werden.



Illustration: Horst Bartsch

Meine Hoffart vermehrte sich mit meinem Glücke, woraus endlich nichts anderes als mein Fall erfolgen konnte. Ungefähr eine halbe Stunde von Rehnen lagerten wir, als ich mit meinem besten Kameraden Erlaubnis begehrte, in selbiges Städtlein zu gehen, um etwas an unserem Gewehre flikken zu lassen, die wir denn auch erhielten. Weil nun aber unsere Meinung die war, uns einmal rechtschaffen miteinander lustig zu machen, so kehrten wir im besten Wirtshause ein und ließen Spielleute kommen, die uns Wein und Bier hinunter geigen mußten. Da ging es in Floribus her, und es blieb nichts unterweges was nur dem Gelde wehe tun mochte; ja, ich hielt Bursche von anderen Regimentern zu Gaste und stellte mich nicht anders an, als wie ein junger Prinz, der Land und Leute vermag und alle Jahre ein großes Geld zu verzehren hat. Daher wurde uns auch besser aufgewartet, als einer Gesellschaft Reiter, die gleichfalls dort zehrte, weil diese es nicht so toll hergehen ließen. Das verdroß sie und sie fingen daher an, mit uns zu kippeln. „Woher kommt es", sagten sie untereinander, „daß diese Stiegelhüpfer uns ihre Heller so weisen?" – Sie hielten uns nämlich für Musketiere, wie denn überhaupt kein Tier in der Welt ist, das einem Musketier gleicher sieht, als ein Dragoner, und wenn ein Dragoner vom Pferde fällt, so steht ein Musketier wieder auf. – Ein anderer antwortete: „Jener Säugling ist gewiß ein Strohjunker, dem seine Mutter etliche Milchpfennige geschickt hat, die er jetzt seinen Kameraden spendiert, damit sie ihn künftig irgendwo aus dem Drecke ziehen oder etwa durch die Grube tragen sollen!" Mit diesen Worten zielten sie auf mich, denn ich wurde für einen jungen Edelmann bei ihnen angesehen. Solches wurde mir durch die Kellnerin hinterbracht: weil ich es aber nicht selbst gehört hatte, so konnte ich nichts anderes dazu tun, als daß ich gleich darauf ein großes Bierglas mit Wein einschenken und dasselbe auf die Gesundheit aller rechtschaffenen Musketiere herumgehen, auch jedesmal solchen Lärm dazu machen ließ, daß keiner sein eigenes Wort hören konnte. Das verdroß sie noch mehr und sie sagten deswegen öffentlich: „Was, Teufel! haben doch die Stiegelhüpfer für ein Leben?" Springinsfeld antwortete: „Was geht das die Stiefelschmierer an?" Das ging ihm hin; denn er sah so gräßlich drein und machte so grausame und bedrohliche Mienen dazu, daß sich keiner an ihm reiben durfte. Doch stieß es ihnen wieder auf, und zwar einem ansehnlichen Kerl, welcher (in der Meinung, wir lägen in der Garnison, weil unsere Kleidungen nicht so wetter-

H. C. v. Grimmelshausen

farbig aussahen, wie die derjenigen Musketiere, welche Tag und Nacht im Felde liegen) sagte: „Und wenn sich die Mauernhocker auch auf ihrem Miste nicht so breit machen dürften, wo wollten sie sich dann sehen lassen? Man weiß ja wohl, daß jeder von ihnen in offenen Feldschlachten unser Raub sein muß, gleichwie die Taube der eines jeden Stoßfalken!" Ich antwortete ihm: „Wir müssen Städte und Festungen einnehmen und solche werden uns auch zu verwahren angetraut, dahingegen ihr Reiter auch vor dem geringsten Rattenneste keinen Hund aus dem Ofen locken könnt! Warum sollten wir uns denn in dem, was mehr unser als euer ist, nicht

dürfen lustig machen?" Der Reiter antwortete: „Wer Meister im Felde ist, dem folgen die Festungen. Daß wir aber die Feldschlachten gewinnen müssen, folget aus dem, daß ich drei solche Kinder, wie du eines bist, mit samt ihren Musketen nicht allein nicht fürchten, sondern ein Paar davon auf den Hut stecken und den dritten fragen erst wollte, wo seinesgleichen noch mehr wären? Und säße ich nur bei dir", sagte er gar höhnisch, „so wollte ich dem Junker Glattmaul zur Bestätigung der Wahrheit ein paar Dachteln geben!" Ich entgegnete ihm: „Obzwar ich vermeine, ein ebenso gutes Paar Pistolen zu haben als du, wiewohl ich kein Reiter, sondern nur ein Zwitter zwischen ihnen und den Musketieren bin, schau! so hat doch ein Kind das Herz, mit seiner Muskete allein gegen einen solchen Prahler zu Pferde, wie du einer bist, mit all' seinem Gewehre im freien Felde nur zu Fuße zu erscheinen." „Ach, du Cujon!" sagte der Kerl, „ich halte dich für einen Erzbärenhäuter, wenn du nicht, wie ein redlicher Kerl von Adel, alsbald deinen Worten eine Kraft gibst." Hierauf warf ich ihm einen Handschuh zu und sagte: „Siehe da! wenn ich diesen nicht im freien Felde zu Fuße nur durch meine Muskete von dir wiederbekomme, so sollst du genugsame Macht und Gewalt haben, mich für denjenigen zu halten und auszuschreien, wie mich deine Vermessenheit gescholten hat." Hierauf bezahlten wir den Wirt, und der Reiter als mein Antagonist und Widerpart, machte seinen Karabiner und seine Pistolen, ich aber meine Muskete fertig, und da er mit seinen Kameraden von uns hinweg an den bestimmten Ort ritt, sagte er zu meinem Springinsfeld, er sollte mir nur allgemach das Grab bestellen. Dieser aber antwortete ihm, er möchte solches auf eine Vorsorge hin seinen eigenen Kameraden anbefehlen, es für ihn selbst zu bestellen. Mir dagegen verwies Springinsfeld meine Frechheit und sagte unverhohlen, er besorge, ich werde auf dem letzten

Hoffärtige Söldner

Loche pfeifen. Ich lachte darüber, weil ich einem wohlgerüsteten Reiter begegnen müsse, wenn mich einmal einer zu Fuße mit einer Muskete im weiten Felde feindlich angreifen sollte. Da wir nun an den Ort kamen, wo der Betteltanz angehen sollte, hatte ich meine Muskete bereits mit zwei Kugeln geladen, frisches Zündkraut angerührt und den Deckel auf der Zündpfanne mit Unschlitt verschmiert, wie vorsichtige Musketiere zu tun pflegen, wenn sie das Zündloch und das Pulver auf der Pfanne im Regenwetter vor Wasser verwahren wollen.

Ehe wir nun aufeinander losgingen, bedingten unsere beiderseitigen Kameraden miteinander, daß wir uns im freien Felde angreifen und zu solchem Ende der eine von Osten, der andere aber von Westen her in ein umzäuntes Feld eintreten sollten, und alsdann möge ein jeder sein bestes gegen den andern tun, wie ein Soldat tun soll, welcher dergestalt seinen Feind vor Augen kriegt. Es sollte sich auch weder vor, noch in, noch nach dem Kampfe keiner von den beiden Parteien unterstehen, seinen Kameraden zu helfen, noch dessen Tod oder Beschädigung zu rächen. Als sie sich dieses gegenseitig mit Mund und Hand versprochen hatten, gaben ich und mein Gegner auch einander die Hände, und verziehen je einer dem andern seinen Tod. In dieser allerunsinnigsten Torheit, welche je ein vernünftiger Mensch begehen kann, hoffte ein jeder, seiner Gattung Soldaten den Vorzug zu erhalten, gleichsam als ob es einen oder des andern Teiles Ehre und Ruf an dem Ausgange unsers teuflischen und höchst frevelhaften Beginnens gelegen gewesen wäre. Da ich nun an meinem bestimmten Ende mit doppelt brennender Lunte in das angeregte Feld trat und meinen Gegenteil vor Augen sah, stellte ich mich, als ob ich das alte Zündkraut im Gange abschüttelte; ich tat es aber nicht, sondern rührte nur Zündpulver auf den Deckel meiner Zündpfanne, blies ab und paßte mit zwei Finger auf der Pfanne auf, wie's gebräuchlich ist. Ehe ich dann meinem Gegenteile, der mich auch scharf im Gesichte hielt, das Weiße in den Augen sehen konnte, schlug ich auf ihn an und brannte mein falsches Zündkraut auf dem Deckel der Pfanne vergeblich hinweg. Mein toller Gegner meinte, die Muskete hätte mir versagt und das Zündloch wäre mir verstopft, und sprengte deswegen, mit einer Pistole in der Hand, gar zu begierig geraden Weges auf mich los, in der Meinung, mir meinen Frevel zu bezahlen und den letzten Rest zu geben. Aber ehe er sich's versah, hatte ich die Pfanne offen und wieder angeschlagen, und hieß ihn denn dergestalt willkommen sein, daß Knall und Fall eins war. Ich zog mich hierauf zu meinen Kameraden zurück, die mich gleichsam küssend empfingen; die seinigen hingegen entledigten ihn aus seinem Stegreife und handelten gegen ihn und uns, wie redliche Kerle, wie sie mir denn auch meinen Handschuh mit großem Lobe wieder schickten. Aber da ich meine Ehre am größten schätzte, kamen fünfundzwanzig Musketiere aus Rehnen, welche mich und meine Kameraden gefangennahmen. Ich meinesteils wurde alsbald in Ketten und Banden geschlossen und der Generalität überschickt, weil alle Duelle bei Leibes- und Lebensstrafe verboten waren.

Die Aufrechten

(Fortsetzung von Seite 14)

ahnen und will nicht mehr mitmachen. Warnungen werden laut. Die französische Regierung erklärt der russischen: „Lassen Sie die Soldaten nach Hause zurückkehren oder brechen Sie ihren Widerstand! Dabei werden wir gern helfen.“ Und drüben in einem anderen Palais sitzt Kerenski und hat noch mehr Furcht vor diesen Soldaten. Er, der Führer der Revolution, hatte immer vor der Revolution Furcht. Er ist gar nicht daran interessiert, die Revolutionäre im eigenen Lande zu haben. Wie stets, gebraucht er auch in diesem Fall nur leere Ausflüchte und schickt als einzige Antwort Verstärkungen für die zweite Brigade, die gegen die erste steht.

Betrachtet man das Lager La Courtine von oben, etwa von einem Flugzeug aus, so kann man die Einkreisung beobachten, die sich unter dem Oberkommando des Generals Belajev vollzieht. Im inneren Ring stehen drei Bataillone Infanterie, drei Maschinengewehrkompanien und vier Batterien: die Russen stellen die Soldaten, die Franzosen das Material. Im äußeren Ring stehen das 19., 78., 82. und das 105. Linienregiment, die durch Artillerie und Kavallerie verstärkt sind. Am 14. September erläßt General Belajev ein letztes Ultimatum. Die Russen lehnen es ab. Die Zivilbevölkerung muß La Courtine verlassen, und die Zernierung[1]) und der Angriff nehmen ihren Anfang.

Jetzt beginnt das Meeting der zum Tode Verurteilten, das ich herausgegriffen habe, um es ganz zuerst zu zeigen. Erinnern wir uns kurz der einzelnen Phasen des bewegten Bildes. Die ersten Schüsse fallen, zwei Musiker und acht Mann werden getötet. Der Feind hat Gräben rings um La Courtine gezogen. Es erfolgt ein planmäßiger Angriff auf die 11 000 Mann, die keine Mittel zur Verteidigung haben. Sie haben ihr Leben verlorengegeben, doch nicht ihre Idee. Fünf Tage wird mit allen Schrecken einer Schlacht gekämpft. Sie haben keinen anderen Grund für ihre Morde als ihre Wut und Grausamkeit. Plünderungen werden nicht verhindert. Gegen die Überlebenden geht es mit aufgepflanztem Bajonett. Hunderte werden getötet, noch mehr verwundet, und 800 verschwinden überhaupt.

Von den 11 000 bleiben kaum 8000 übrig. Genau läßt sich die Zahl der Toten nicht feststellen, weil man sie nachts in aller Heimlichkeit beerdigen und jede Spur eines Grabes vertilgen ließ. Bis auf den heutigen Tag ist die Grabstätte nicht bekannt.

Die Überlebenden wurden auf Transportschiffe gebracht und in dunklen, stinkenden Räumen unter Deck nach Afrika befördert.

Zur selben Zeit lagen andere russische Soldaten bei Saloniki. Sie hatten dasselbe Heldenschicksal erlebt wie ihre Kameraden an der französischen Front. Aber sie erwachten erst nach der Oktoberrevolution, der zweiten, wirklichen russischen Revolution. Es war keine Revolution, welche die alte Welt stürzte; es war die Revolution, die auf den Ruinen der alten eine neue Welt aufbaute. Auch diese Soldaten erklärten: Wir haben lange genug den Befehlen des Zaristen Frankreichs und der russischen Neozaristen gehorcht. Wir wollen unsere Hände nicht mehr in dem Krieg der Sklavenhändler betätigen. Wir gehören in unser Vaterland, in den Krieg um die Befreiung. Sie haben Not und Entbehrung gelitten, wurden hingerichtet, man versuchte, sie verdursten zu lassen, ließ sie einzeln hinterrücks ermorden. Aber sie haben nicht nachgegeben, und die Überlebenden haben sich in Afrika mit ihren Brüdern von der französischen Front vereinigt.

Viele starben in der afrikanischen Gluthitze. Sie zogen von Lager zu Lager, aus einer Hölle in die andere; jeder Tag ihres Marsches ist eine erschütternde Episode in der Passion der Revolutionäre auf fernem Boden. Zwar hatte sich der Schauplatz verändert, nicht aber ihre Gesinnung: Sie wollten nicht mehr Helfer der Imperialisten sein, sondern dem neuen Rußland dienen.

Endlich fällt hohen Ortes nach langen Unterhandlungen, erbitterten Kämpfen und unter dem Gesichtspunkt, daß die Affäre peinliche Konsequenzen haben könnte, die Entscheidung, die Russen in ihr Vaterland zu schaffen.

Aber das scheinbare Ende ihres Leidensweges ist nur der Beginn eines neuen. Zwar werden sie nach Rußland transportiert, aber für das Heer der weißen Banditen Denikins angeworben, der von Frankreich und England bewaffnet wurde, um den Staat der Arbeiter und Bauern niederzuzwingen. Sie leisten Widerstand, sie meutern. Man dezimiert sie, und es geschehen Dinge, wie sie abscheulicher und gräßlicher unsere Zeit nicht sah. Ihre Zahl wird täglich geringer. Trotzdem: sie stehen wie ein Mann.
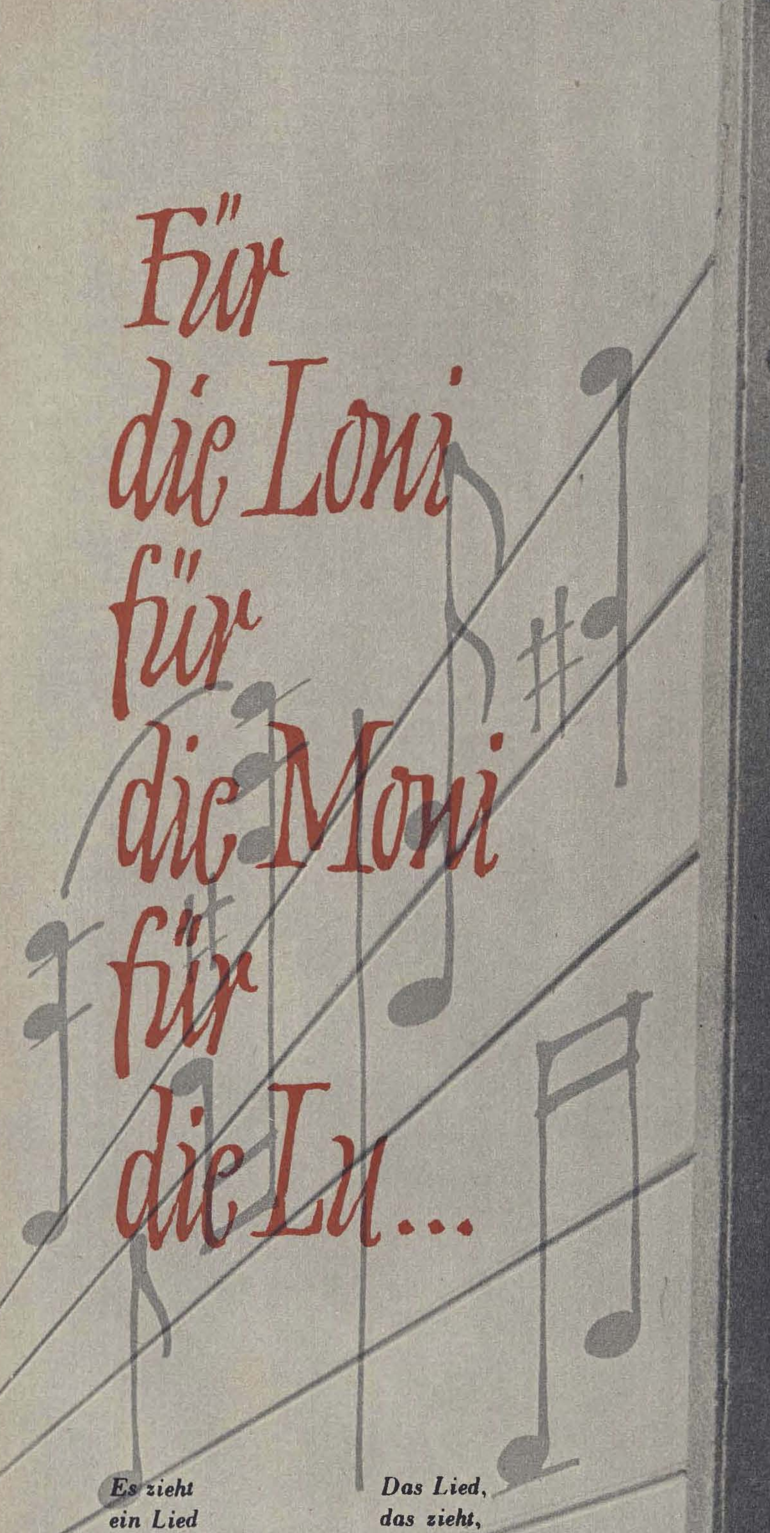
Die historischen Ereignisse verhindern den Abschluß der Tragödie und verleihen ihr ein ganz anderes Gesicht. Denikin wurde von der Revolution niedergerungen. Die Arbeiter von Tula stellen den weißen Horden einen so gewaltigen Damm entgegen, daß Denikin weichen muß; er flieht erst bis zum Schwarzen Meer und schließlich nach Paris.

Damit ist die kleine Schar russischer Soldaten endlich auf ihrem Platz. Sie wurden wahre Soldaten der Revolution. Sie haben ihre Arbeit geleistet, von der sie träumten und die sie ahnten, als sie sich weigerten, noch länger dem Henker der Völker zu dienen. Ihr unerschütterlicher Widerstand hat schließlich den Sieg davongetragen. Nie wurde ein Eid in der Geschichte der Menschheit herrlicher gehalten als von diesen Russen, die größer und menschlicher waren als die anderen.

---

[1]) Zernierung ist Einschließung, Umzinglung

Für die Loni für die Moni für die Lu . . .



Es zieht ein Lied durch alle Marschkolonnen . . .

Das Lied, das zieht, kaum hat der Marsch begonnen . . .





Wenn wieder
die Lieder
erklingen
für die Loni,
für die Moni,
für die Lu . . .

Und wenn
die Soldaten
dann singen,
freut sich Loni,
freut sich Moni,
freut sich Lu.

Die Mädchen
im Städtchen
flanieren
mal mit Peter,
mal mit Freder,
mal mit Franz . . .

Sie müssen
das Küssen
probieren,
denn am Abend
ist Manöverball
mit Tanz.

Die Augen,
sie blinken
und winken,
bei der Loni,
bei der Moni,
bei der Lu . . .

Man kann drin
versinken,
ertrinken,
mit der Loni,
mit der Moni,
mit der Lu.

„Ein Lied . . .!"
„Loni-Moni . . .!"
„Drei . . .
vier . . .!"

Man mag sich
dabei nicht
blamieren,
denkt der Peter,
denkt der Freder,
denkt der Franz . . .

Sie müssen
das Küssen
probieren,
denn am Abend
ist Manöverball
mit Tanz.

Ich schenkte
mein Herz
einer Schönen,
nicht der Loni,
nicht der Moni,
nicht der Lu . . .





Und will mich
an dich
nur gewöhnen,
Du bist Loni,
Du bist Moni,
Du bist Du!

Ich kann
nur für mich
garantieren,
nicht für Peter,
nicht für Freder,
nicht für Franz . . .

Wir müssen
mit Küssen
pausieren,
bis zum Urlaub
in dem Weinlokal
mit Tanz!

K Sex

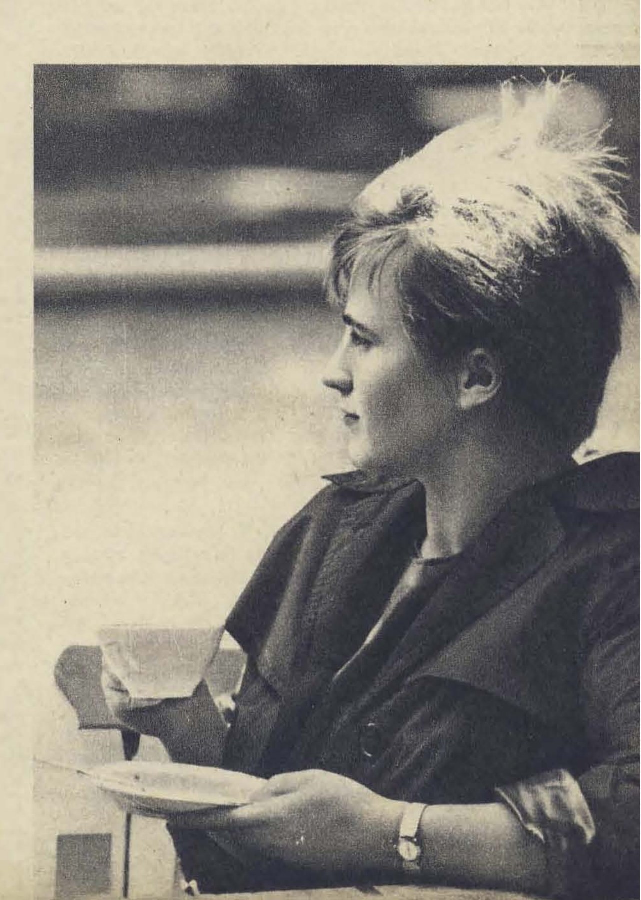




Illustration: Heinz Rodewald

Der Sturm bricht los!

Im Herbst konnte die Admiralität ihren lang gehegten Plan, die ganze Flotte in der Nordsee gegen England einzusetzen, nicht mehr verbergen. Alles, was Gefechtswert besaß, wurde gegen die zehnfache Übermacht der englischen Streitkräfte mobil gemacht. 80 000 deutschen Matrosen war der sichere „Heldentod" zugedacht.

Aus der Entscheidungsschlacht ist nichts geworden. Die Schiffsbesatzungen „rochen Lunte". Es gab zuviel FT-Signale und versiegelte Schriftstücke an die Kommandanten, die bei den aufmerksamen Mannschaften Verdacht erregten.

An einem der letzten Tage im Oktober gingen alle Schiffseinheiten in See. Als die Grenzen der deutschen Hoheitsgewässer erreicht waren, stoppten plötzlich die Maschinen, die Heizer hatten die Feuerung eingestellt, und die Matrosen forderten von den Schiffskommandanten: Rückkehr in die Heimathäfen! Die Meuterei war da! Die kaiserlichen Offiziere waren durch die plötzliche Aktion überrascht und gegen die Schiffsbesatzungen völlig machtlos. Es blieb den Kapitänen nichts anderes übrig, als das Kommando zur Rückfahrt zu geben. Am Widerstand der Massen in Marineblau war der schändliche, wahnwitzige Plan der Admiralität gescheitert.*) Mit einem Schlage war jedoch die Macht der Vabanquespieler in der Führung der Flotte noch nicht gebrochen. Als die Schiffe im Heimathafen einliefen, gelang es dem Flottenchef, über tausend Matrosen zu verhaften und unter Bewachung von reaktionär gesinnten Deckoffizieren in die Gefängnisse zu werfen. Noch hatten die alten Machthaber die Hoffnung, der revolutionären Bewegung Herr zu werden.

Sie war trügerisch. Schon am 3. November brach der Sturm los. Arbeiter und Matrosen hatten sich verständigt und zu einer Massendemonstration aufgerufen. Ein gewaltiger Zug entschlossener Kriegsgegner bewegte sich durch Kiel. An jenem Tage kam ich mit der Revolution unmittelbar in Berührung. Damals lag ich als „vorübergehend von Bord Kommandierter" in einer Schule in der Hardenbergstraße, die als Behelfskaserne eingerichtet war. Ich sollte in den Artillerie-Werkstätten der sogenannten Kaiserlichen Werft an einem technischen Lehrgang teilnehmen.

Unsere Kolonne bestand aus Marineleuten, die von den verschiedensten Kommandos kamen. Ein junger Leutnant war unser „Kommandant". Er wollte uns gegen die Revolution führen.

Als von der Admiralität Festungsalarm gegeben war, ließ der kleine „Befehlshaber" „seine Leute" auf dem Schulhof antreten. Jeder bekam eine Knarre, Modell 71/84, und 30 scharfe Patronen. Dann hieß es: „Stillgestanden!" Darauf folgte das bekannte „Alle mal herhören!" Die Rede, die wir hörten, war kurz. Wir vernahmen: „In Kiel haben sich revolutionäre Elemente zusammengetan, um Unruhen zu schaffen und die Regierung zu stürzen. Auf meinen Befehl wird geschossen! Mit Gott für Kaiser und Reich! Rechts um! Im Gleichschritt – marsch!"

Mir ging es bei dieser Eröffnung durch und durch. Ich dachte in diesem Augenblick an Hans Schmidt und an seine Worte: „Wenn du Soldat bist, dann sollst du auf Vater und Mutter schießen." Jetzt war ein solcher Augenblick gekommen. Auf Kameraden, auf Arbeiter sollten wir schießen. „Du mußt wissen, wo du hingehörst", auch an diese Bemerkung des Vertrauensmannes mußte ich denken.

Nun, schießen werde ich nicht. Auf keinen Fall; ich fühlte das Herz bis zum Halse pochen. Mir war erst leichter zumute, als mir der rechts als Gruppenführer gehende Unteroffizier ins Ohr

tuschelte: „Nur nicht so hastig mit der Schießerei. der Krieg hat lange genug gedauert. es sind keine schlechten Kerle. die nicht mehr mitmachen." Schweigend zogen wir bis in die Innenstadt. Plötzlich wurde in allen Gruppen unseres Zuges durchgegeben: „Wir schießen nicht!" Als uns ein großer Demonstrationszug von Matrosen. in der auch Arbeiter marschierten. entgegenkam. war die Haltung unserer Truppe klar. wir hielten die Gewehre hoch und schwenkten unsere Mützen. Die Massen. die uns entgegenkamen. nahmen uns freudig in ihre Mitte. Unser „Kommandant" gab Fersengeld. er verschwand blitzschnell durch die Tür und die Hintertür eines Wohnhauses. Er hatte Angst vor der eigenen Courage bekommen.

Wir spürten den Atem der revolutionären Bewegung. In ganzer Straßenbreite bewegte sich der Zug der kampfentschlossenen Massen. dem eine einzige rote Fahne vorangetragen wurde.

An der Ecke der Brunswiker Straße und der Karlstraße kam es zu Schießereien. Ein Trupp von Offiziersschülern hatte die Demonstration beschossen. Tote und Verwundete lagen auf der Straße. Unter ihnen Frauen und Kinder. Bei den Feuergefechten. die dann einsetzten. hatten die Konterrevolutionäre so starke Verluste. daß sie sich zurückziehen mußten. Noch am gleichen Tage wurde unser Soldatenrat gebildet.

Die Schüsse in der Karlstraße wurden der Anlaß zum bewaffneten Aufstand. Am Morgen des 4. November waren auf allen Schiffen und in fast allen Kasernen Soldatenräte gewählt. denen etwa 20 000 Gewehre zur Verfügung standen. Bis zum Abend waren es über 40 000 Marineleute und Landtruppen. die hinter den Soldatenräten standen. Alle inhaftierten Matrosen wurden sofort aus dem Gefängnis befreit. Die Macht in Kiel war in der Hand der revolutionären Matrosen. Soldaten und Arbeiter. In den Morgenstunden des 5. November erfolgte die Besetzung der Werften und aller öffentlichen Gebäude. Es kam zu großen Verbrüderungen der Arbeiter und Matrosen mit den übrigen Soldaten. Auf den Schiffen wurde die Kriegsflagge niedergeholt und die Fahne der Revolution gehißt. Auf der „König" widersetzten sich der Kommandant. der Erste Offizier und ein Adjutant. ein frisch gebackener Leutnant. dem Flaggenwechsel. sie erschossen den Kameraden. der die rote Fahne hissen wollte.

In dem Feuergefecht fiel der Kommandant unter den Schüssen der roten Matrosen. die beiden anderen Offiziere wurden verwundet. Als das Banner der Arbeiterklasse auch auf dem Geschwader-Flaggschiff hochging. wehte das Symbol der Revolution über ganz Kiel.

---

*) Am 30. Oktober 1918 erhielt die deutsche Flotte von der Admiralität den Befehl zum Auslaufen. um die Verbindung Englands mit Frankreich zu unterbinden. Dadurch – so meinte man – würde die deutsche Westfront entlastet. Die deutsche Reichsregierung war über diese militärische Operation nicht unterrichtet worden. So wirkte dieser Befehl nur noch wie der Funke im Pulverfaß. Er brachte den angesammelten Zündstoff zur Entladung und war das Startsignal zur Novemberrevolution.



Kleine Erlebnisse am Rande der großen gemeinsamen Übung

Verblüfft schauten Miroslav aus der ČSSR. Wladislaw aus Volkspolen und Helmut aus der DDR ihrem sowjetischen Freund Wanja hinterher. als der unvermittelt davonlief und im tiefsten Waldesdickicht in seinem Zelt verschwand. Was mochte ihn verärgert haben? Sie wollten sich doch gerade zusammen fotografieren lassen. Minuten später war er jedoch schon wieder da – frisch rasiert. in Paradeuniform. alle Auszeichnungen an der Brust. „Weshalb staunen?" fragte er lächelnd. „Foto mit Waffenbrüdern ist mir kleine Mühe wert!"

●

Wie anstrengend die Waffenbrüderschaft manchmal sein kann, erfuhr ein Leutnant der Polnischen Volksarmee, der bei einer Freundschaftsveranstaltung sowohl die Ansage für das Tanzorchester des Erich-Weinert-Ensembles übersetzen, als auch zwischendurch dem deutschen Reporter Rede und Antwort stehen mußte. Bereitwillig gab er Auskunft. dabei jedoch mit einem Auge und mit einem Ohr immer das Geschehen auf der Bühne verfolgend. um ja nicht seinen jeweiligen Auftritt zu verpassen. Als sich der Reporter nun. nachdem er den gequälten Gesichtsausdruck des Geplagten bemerkt hatte. für seine leider notwendige Aufdringlichkeit entschuldigte. meinte der gekränkt: „Aber Genosse. ich unterhalte mich wirklich gern mit Ihnen!" – um dann erschrocken mit mächtigen Sätzen auf die Bühne zu hasten. weil er nun beinahe doch noch seinen Auftritt verpaßt hätte.

●

Die wohl kürzeste Rede. im Laufe der vielen gemeinsamen Veranstaltungen. hielt wahrscheinlich der tschechoslowakische Oberstleutnant Dobrancky. „Ich will nicht viele Worte machen". sagte er. „Freundschaft!" Dann gab er mit der Hand ein Zeichen. die Kapelle spielte einen Tusch. und drei seiner Soldaten rollten. unter rauschendem Beifall. das Geschenk tschechoslowakischer Brauereiarbeiter – ein Faß echten Pilsener Bieres – in den Saal. Die Rede war angekommen.

Aus der Bücherkiste

Jelisaweta Drabkina: Schwarzer Zwieback

Als 1918 eine Delegation von Arbeitern eines Wasserkraftwerkes bei Wladimir Iljitsch Lenin war und danach im Betrieb berichtete, rief ein Arbeiter: „Wie ist er denn, der Lenin?" Der Delegationsleiter, verblüfft über diese Frage, überlegte einen Augenblick. Dann antwortete er: „Kommt, so schätze ich, auf eine Million Volt hin!"
Eine Million Volt, und welch bildhafter Vergleich! Und der Arbeiter hatte nicht einmal unrecht. Das wird überaus deutlich in diesem Buch von Jelisaweta Drabkina. Ihre Eltern waren bedeutende bolschewistische Revolutionäre. Bis 1917 lebten sie meist illegal. Und das Mädel war immer dabei. Teils diente sie zur Tarnung, als „konspirativer Apparat", doch manchmal versetzte sie die Mutter in große Sorge, wenn sie kindlich unbedacht ausplauderte: „Früher hießen wir Drabkina, jetzt aber heißen wir Chmelnitzki!" Oder wenn sie fragt: „Mama, wie heißen wir in dieser Stadt?"
Und davon erzählt sie. Die Autorin sieht Lenin schon in der Schweiz und in Frankreich. 1911 kommt sie nach Berlin und lernt Rosa Luxemburg



Dietz-Verlag, 540 Seiten, 8,50 DM, Ganzleinen

und Kautsky kennen. Und dann erlebt sie, erlebt der Leser das denkwürdige Jahr 1917 in Petrograd, den großen Oktober. Immer ist sie mit an den Brennpunkten des revolutionären Geschehens. Als Sekretärin, als Übersetzerin (sie spricht mehrere Sprachen), als Komsomolzin, als Mitarbeiterin der Tscheka. Sie holt die Konterrevolution mit aus ihren Verstecken, sie ist dabei, wenn Swerdlow seine Sprechstunden für die Bevölkerung hält und lernt großartige Menschen kennen, sie bangt und kämpft mit, wenn in dunklen Stunden der Sieg der Revolution in Gefahr scheint, sie diskutiert mit Lenin und lacht mit ihm, sie berichtet von Lenins Lebensgefährtin, von Gorki, Majakowski, Frunse, Budjonni, Felix Dzierzynski, Karl Liebknecht, Clara Zetkin, von vielen treuen namenlosen Helden der Revolution und von ihren Gegnern, den Menschewiki, Weißgardisten, Sozialrevolutionären. Sie begleitet einen englischen Parlamentarier durch die Sowjetunion bis in die vordersten Linien, sie greift selbst zum Gewehr, und sie erzählt in einem umfangreichen Kapitel über John Reed, den amerikanischen Journalisten, der das bedeutende Buch „10 Tage, die die Welt erschütterten", schrieb und mit dem sie eng befreundet war. Nicht alles, was sie beschreibt, hat sie selbst erlebt, sie benutzte Archive und Bibliotheken, um Zusammenhänge herzustellen. Aber an allem hat sie Anteil genommen, alles ist ungeheuer interessant gerade für uns heute. So bringt sie viele Details, Erinnerungen, Mitteilungen, Berichte, Episoden vor allem aus den entscheidenden Jahren 1917–1920. Sie läßt uns teilhaben an jener Zeit, und die vielen kleinen Steinchen ergeben ein plastisches Bild. Das große Geschehen bleibt Hintergrund, der persönliche Eindruck gewinnt Leben, bekommt Farbe. Bedeutende Menschen rücken nah, man lernt sie aus einer ganz besonderen Sicht kennen und verstehen. Ein Buch, spannend geschrieben, schnell und leicht zu lesen, das von dem großen Umbruch kündet und von der Liebe und Treue der russischen Menschen zur Revolution und von der weltweiten Solidarität.

Claus



Hans Ahner: Söhne des Ikarus

Meilensteine der Fluggeschichte. 82 Illustrationen von Heinz Handschik, 35 Fotos, 340 S., Halbleinen 8,80 DM, Verlag Neues Leben.

Hans Ahner, schon bekannt durch sein Buch „Start frei zum Testflug!", das die technischen Probleme des Flugzeugbaus behandelt, gibt in seinem neuen Werk einen Abriß der Geschichte der Luftfahrt. Dabei stellt er weniger die fliegerische Leistung als vielmehr das Fluggerät selbst in den Mittelpunkt. An Hand typischer Beispiele wird dem Leser die gewaltige Entwicklung des Flugwesens gezeigt und ihm ein Überblick vermittelt über die Flugzeuge von gestern, heute und morgen.



Wie hieß denn DER?

In dunkler Nacht durchschwimmt dieser Junge, aus dem feindlichen Hinterland kommend, den eiskalten Dnepr. Müde und erschöpft schreibt er den Bericht an den Stab, bereit, sofort zurück in die Gefahr zu gehen. Und doch ist dieser Junge ein Kind, das spielen kann, seinen väterlichen Freunden von der Abwehr um den Hals fällt und im Schlaf von glücklichen Tagen träumt. Als er wieder hinausgeht ans andere Ufer, kehrt er nicht zurück. Erst nach dem Sieg finden seine Kameraden die SS-Akte, die seine Hinrichtung meldet.

Schreiben Sie uns, liebe Filmfreunde, auf einer Postkarte, welcher Film diese Geschichte erzählt. Kennmarke (unten) aufkleben. Letzter Einsendetermin (Datum des Poststempels) 1. 12. 1963. Durch das Los werden unter den Einsendern von richtigen Lösungen drei Gewinner für folgende Preise ermittelt:

1. **„Film gestern und heute". Gedanken und Daten zu sieben Jahrzehnten Geschichte der Filmkunst, von Horst Knietzsch, 547 S., reich illustriert — und Szenenfoto.**
2. **1 Jahrgang Progress-Filmprogramme 1962 in 2 Sammelmappen und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner des September-Rätsels sind:

1. Manfred Fietzek, Rostock-Marienehe
2. Horst Raabe, Gelenau/Erzg.
3. Bärbel Bock, Berlin-Pankow

Der Oktober-Titel hieß: Und wenn das Liebe ist?

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

AR 11/1963



Ist Robinson noch modern?

Damit wir uns recht verstehen: Den vielen hundert Robinsonaden, die dem weltbekannten Erfolgsroman Daniel Defoes seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1719 gefolgt sind, soll hier keine neue hinzugefügt werden. Dafür fühle ich mich trotz der Namensgleichheit mit dem treuen Inselgefährten Robinson Crusoes, Freitag, weder kompetent noch talentiert.

Dennoch darf ich Ihnen, liebe Freunde der aktuellen Umfrage, sogleich einen Robinson vorstellen. Das Dienstbuch weist ihn als Soldaten namens Peter Nohr aus, Rohrleger von Beruf, 22 Jahre alt und seit Mai 1963 in der Nationalen Volksarmee. Seine Geschichte, die sich mangels einsamer Insel auf bevölkertem Festland – konkret in einem Armeeobjekt – abwickelt, erzählt er in einem Brief an das Magazin des Soldaten:

„. . . wenn man mich nicht geholt hätte, wäre ich nicht zur Armee gegangen. Ich habe die Uniform nicht gern angezogen. Meinen Dienst mache ich aber. Ich habe gut geschossen. In den anderen Ausbildungsfächern stehe ich auch ganz gut da. Trotzdem muß ich mir viel sagen lassen. Man nennt mich Robinson und wirft mir vor, daß ich ein Einzelgänger bin. Ich kann mich schwer jemandem anschließen und bin lieber für mich allein. Ich habe hier keinen engeren Freund. Ich habe auch kein Verlangen danach. Die 18 Monate gehen schnell vorbei. Und es ist am besten, wenn ich meinen Dienst mache und mich sonst 'raushalte. Was ich lernen muß, verstehe ich alles. Ich brauche keinen groß zu fragen und um Hilfe bitten. Außerdem können mir die anderen in der Ausbildung sowieso nichts bieten. Ich brauche sie nicht. Also sollen sie mich auch in Ruhe lassen. – Das wirft man mir alles vor. Ich weiß nicht, warum. Soll doch erst mal jeder seinen Dienst so machen wie ich!"

Soweit der Brief, an welchem – wie Hauptmann Klaus Beyer (30) betont – zuallererst einmal „die offenen Worte zu schätzen sind". Ferner der Gesichtspunkt, daß Peter allem Anschein nach sehr „ehrgeizig ist und stolz auf seine guten Leistungen in der militärischen Ausbildung".

Dennoch ist sich das Gros der befragten Genossen einig, daß Peters Ansichten zur Diskussion herausfordern.

. . . dem würden wir schon Beine machen

Mit dem Urteil: „Peter ist ein glatter Ich-Mensch!" tut Offiziersschüler Peter Bendel (22) die Sache ab, wobei er es sich allerdings sehr einfach macht.

Überhaupt geben viele Genossen ihren Meinungen einen urteilenden, mitunter sogar verurteilenden Anstrich. Drohend erklärt Flieger Manfred Bauer (19): „Dem würden wir bei uns schon Beine machen." Zum unbarmherzigen Richter schwingt sich Soldat Reinhard Osterburg (21) auf, wenn er Peters Brief als „großen Käse" und „offenen Protest" bezeichnet, der rigoros „bestraft" (!) werden müßte. Etwas mäßiger drückt sich Unteroffizier Gerhard Riedel (21) aus; er weist Peter darauf hin, daß er offensichtlich „auf dem falschen Dampfer" sitzt. Wozu Matrose Gunnar Fiedler (20) – gewiß nur scherzhaft – meint: „Über Bord mit dem Jungen, damit er mal in natura Robinson spielen kann."

Was Peter Nr. 2 sagt

Genug des grausamen Spiels.

Wir wollen hier weder anklagen noch richten, sondern uns freimütig unterhalten, wie Peter geholfen werden kann.

Mit dem Gefreiten Bernd Gourdet (21) meldet sich ein Peter Nr. 2 zum Wort. Seine Antwort liegt mir schriftlich vor; ich gebe sie ungekürzt: „Der Brief von Peter Nohr ist für mich sehr interessant. Ich kann mich so richtig in seine Lage versetzen. Mir ging es in den ersten zwei

Monaten fast genauso. Ich bin seit dem 4. April 1962 bei der Armee; mir fiel es auch schwer, mich in das Kollektiv einzuleben. Vor dem Wehrdienst arbeitete ich in einem Handwerksbetrieb als Elektriker. Wir waren nur zwei Mann. In unserer Stube dagegen sind wir elf. Es war also eine große Umstellung für mich. Ich wollte zuerst auch nicht einsehen, daß es sich im Kollektiv besser leben läßt als auf sich allein gestellt. Doch mit Hilfe meines Zug- und Gruppenführers sowie meiner Kameraden fand ich den Weg in die Gemeinschaft. Ich kann also Peter Nohr nur raten, sein ,Robinsondasein' aufzugeben und sich dem Kollektiv anzuschließen. Nur im Kollektiv wird jedes Ziel, auch das höchste und schwerste, erreicht."

Anleihe bei Vanna Olivieri

Um zu sagen, wie er über Peters Einstellung denkt, nimmt Funker Werner Tropf (20) eine kleine Anleihe bei Vanna Olivieri auf und singt mit ihr: „Robinson, Robinson – du hast keine Ahnung . . ."
Wovon nicht?
„Davon, was ein echtes sozialistisches Kollektiv ist", entgegnet Stabsmatrose Herbert Bosedal (19). Unteroffizier Gert Beier (24) fügt hinzu: „Außerdem sollte sich Peter einmal vor Augen halten, daß die gemeinschaftliche Bewältigung aller Aufgaben nicht nur leichter vonstatten geht, sondern auch mehr Spaß macht als wenn man für sich allein wurstelt."
Und folgende Worte schreibt ihm Soldat Rudi Gottschalk (29) ins Stammbuch: „Bedenke, daß man als Einzelgänger immer und überall abseits steht und es viel, viel schwerer hat, im Leben zurecht zu kommen!" Flieger Frank Buchholz (20) rät ihm schließlich, das Buch „Die Wolokolamsker Chaussee" zu lesen und sich danach selbst zu fragen, was „die darin geschilderten Genossen wohl ohne das Kollektiv, ohne ein festes Zusammengehörigkeitsgefühl erreicht hätten."

Keiner siegt für sich allein

Wahrlich, es fehlt nicht an guten Ratschlägen für Peter.
Den Film „49 Tage" empfiehlt Unteroffizier Jürgen Hill (23), wird doch gerade dort die Notwendigkeit, sich „seinen Kameraden anzuschließen und mit ihnen alle Sorgen und Gefahren zu teilen", in besonderem Maße sichtbar.
„Jeder sollte daran denken", wirft Major Robert Walde (45) ein, „daß es einer erprobten Weisheit des revolutionären Klassenkampfes entspringt, wenn wir immer wieder sagen, daß keiner für sich allein siegt."
Offiziersschüler Joachim Klemm (21) schlußfolgert daraus: „Es genügt nicht, nur selbst gut zu sein. Man muß mehr tun, soviel nämlich, damit alle Genossen Vorbildliches leisten." Und Offiziersschüler Gerd Krause (21) meint: „Wenn wir den Frieden zuverlässig sichern wollen, muß unsere Armee schlagkräftig und jederzeit gefechtsbereit sein. Eben diese Schlagkraft aber können wir nur erreichen, wenn sich alle Genossen in unser Kollektiv einfügen und nicht als Einzelgänger warten, bis ihre 18 Monate herum sind."

Drei Funker und ein Kraftfahrer

Ein Beispiel.
Gefreiter Lothar Petzold (20) weiß aus seiner eigenen Praxis zu berichten: „Wir sind an unserer Funkstation vier Genossen, drei Funker und ein Kraftfahrer. Zwischen uns und dem Kraftfahrer war immer ein kleiner Spalt. Wir erledigten unsere Aufgaben und er seine. Bis wir dann während eines Marsches Reifenschaden hatten. Auch hier ließen wir den Kraftfahrer allein arbeiten und warteten, bis er fertig war. Das sprach sich herum. In der nächsten FDJ-Versammlung haben uns die anderen Genossen kräftig die Leviten gelesen. Wir mußten einsehen, daß wir falsch gehandelt hatten. Seitdem hat sich viel geändert in unserem Trupp. Mittlerweile sind wir ein gutes Kollektiv geworden, wo einer dem anderen hilft, sich jeder auf jeden verlassen kann und alle an einem Strang ziehen. Nicht nur wir selbst fahren gut dabei, der Nutzen ist allgemein. Deshalb, weil wir jetzt besser aufeinander eingespielt und demzufolge gefechtsbereiter als vorher sind."

Ist Peter ein Superman?

Kehren wir zu Peters Brief zurück. Darin ist auch die Rede vom Lernen, besser gesagt: Peter behauptet, alles zu können und keine Hilfe nötig zu haben.
„Ist Peter ein Superman?", fragt angesichts dessen Stabsgefreiter Hans-Hermann Weidenbach (22).
„Wohl kaum", meint Pionier Reiner Siede (19), während Gefreiter Jörg Dounz (20) sogar zum Wetten bereit ist, daß Peter nicht – wie er von sich sagt – „alles" kann. Offiziersschüler Günter Rau (20) glaubt ebenfalls nicht daran und erklärt: „Ich wäre nicht so hochmütig." Und Oberstleutnant Konrad Bleicher (39) bemerkt: „Sogenannte ,Alleskönner' sind höchstens Allerweltskerle, denn bis ins hohe Alter lernt der Mensch nie aus in seinem Leben."
Doch gestehen wir Peter zu, daß er verhältnismäßig leicht lernt und eine gute Auffassungsgabe hat. Wahrscheinlich hat er vieles von dem, was ihm in der Ausbildung geboten wird, schnell und ohne allzu große Mühen begriffen. Reicht das aber? Hat er damit schon seine Pflicht erfüllt?

Vielleicht brauchen ihn andere . . .

„Nein und nochmal nein!", widerspricht Obermatrose Hans Kerr (23).
Gefreiter Dietmar Kenner (20) führt den Gedanken fort: „Peter muß nämlich an diejenigen denken, die nicht so gut mitkommen wie er. Vielleicht können sie gerade seine Hilfe brauchen? Ich will damit sagen, wenn Peter sich vom Kollektiv fernhält, versagt er den schwächeren Genossen gleichzeitig seine Hilfe."
„Das darf nicht sein, weil es unseren Auffassun-

gen von der sozialistischen Moral entgegensteht", meint Gefreiter Dieter Holst (19). „Wenn sich Peter absondert, wird er sich nicht die Achtung seiner Kameraden erwerben", gibt Soldat Heribert Hoslowsky (25) zu bedenken. „Hilft er ihnen aber, wird sein Ansehen steigen."
„Außerdem hätte er dann einen bestimmten Wirkungsbereich, und sicher würde es auch ihm Freude bereiten, wenn er spürt, wie sich andere Genossen mit seiner Unterstützung in den Leistungen verbessern", meint Offiziersschüler H. Schneider (20).
Bis jetzt haben wir uns recht ausführlich über Peter unterhalten. Natürlich liegt es auch an ihm selbst, wenn er noch nicht den Weg ins Kollektiv gefunden hat. Doch:

Gibt es nicht noch andere „Schuldige"?

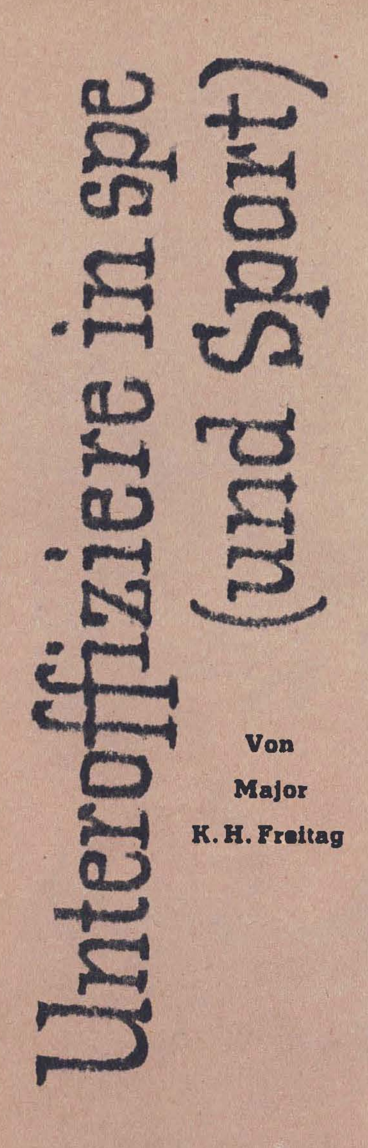
„Klar, Peter handelt nicht richtig", stellt Feldwebel Manfred Brenner (24) fest. „Hat sich aber überhaupt schon mal jemand richtig mit ihm befaßt? Was sagt seine FDJ-Gruppe dazu? – Ich glaube, Peters Brief stellt ihr ein schlechtes Zeugnis aus!"
Hier wurde oft verlangt, Peter solle den anderen Genossen beim Lernen helfen. Ich meine, Manfred Brenner hat recht: Wer hilft Peter?
„Und gerade er hat es doch nötig", argumentiert Kanonier Hubert Karge (20). Deswegen wendet sich Leutnant Kurt Müller (30) energisch an Peters Vorgesetzte, denen ein Großteil der Verantwortung für die kollektive Erziehung der ihnen unterstellten Soldaten obliegt. Sie sollten Peter „in erster Linie helfen, das Kollektiv zu finden, es zu achten und sich in ihm zu bewähren".
Mit einem guten Rat kann auch Soldat Peter Sonntag (25) dienen: „An Peter müßten erst einmal Probleme herangetragen werden, die sowohl ihn wie das ganze Kollektiv betreffen. Er müßte Aufgaben bekommen, eine klare Verantwortung."
„Gut wäre es, er würde veranlaßt, in irgendeinem Bereich zunächst mit einem Genossen zusammen zu arbeiten", meint Flieger Klaus Otto (20), und Soldat Artur Rother (25) ergänzt: „Man müßte an seine persönlichen Interessen anknüpfen und versuchen, ihm auf diesem Wege nahe zu kommen."
So sei festgehalten: Nebenbei oder zufällig rutscht wohl niemand in ein sozialistisches Kollektiv hinein. Die gegenseitige Hilfe, bestimmendes Kennzeichen guten Gemeinschaftslebens, muß schon und gerade dort einsetzen, wo es gilt, den Menschen für die tätige Mitarbeit im Kollektiv zu gewinnen. Und wenn Peter momentan noch überzeugt ist, die Genossen an seiner Seite vermögen ihm nichts zu „bieten", sollte ihnen eben das – um mit Hauptmann Manfred Kreller (28) zu sprechen – Anlaß sein, Peter zu beweisen, daß „sie ihm wohl etwas bieten können: Jene Erkenntnis nämlich, wie man in der Gemeinschaft lebt und im Kollektiv wächst".

Ihr

Karl Heinz Freitag



Wohl kaum auf der Suche nach Robinson . . .



Unteroffiziere in spe (und Sport)

Von Major K. H. Freitag

Es läßt sich leider nicht vermeiden, in diesem Bericht einigen sachlichen Unrichtigkeiten Platz zu geben.

Wenn er erscheint, tragen die hier genannten Genossen nicht mehr den grünen Stoffbalken des Unteroffiziersschülers, sondern bereits die silbernen Tressen des Unteroffiziers. Aus Lernenden sind Lehrende geworden, aus Unterstellten Vorgesetzte. Und in ihrem Feldlager, wo ich sie besuchte, haben längst neue Unteroffiziersschüler die Zeltplanen zu schützenden Dächern geknüpft.

Hans Böttcher, Gerd Prei, Wolfgang Dockhorn, Joachim Heintze haben der Unteroffiziersausbildungskompanie von Oberleutnant Werner Lemke schon im Oktober ade gesagt. In den Grenzkompanien haben sie Gruppen übernommen und Verantwortung. Verantwortung für vieles – für die Sicherung der Staatsgrenze ebenso wie für die Erziehung und Ausbildung der ihnen unterstellten Genossen. Und erst hier werden die allein im Leben gültigen Quittungen ausgeschrieben, darüber, wie der Schüler in den fünf Monaten gelernt, aber auch darüber, wie der Ausbilder gelehrt hat.

Ohne hier eine Garantieerklärung abgeben zu wollen, kann dennoch gesagt werden: Was Körperertüchtigung und Sport angeht, dürfte die Mehrzahl der aus dieser Kompanie abgegangenen Genossen ihre Bewährungsprobe bestehen. Dafür bürgen etliche Faktoren, vor allem aber die Menschen selbst . . .

Er fiel mir im Feldlager auf. Der Zug befand sich bei der militärischen Körperertüchtigung, und ich sah ihn in jener Gruppe, die den bemoosten Waldboden als Matte für Hechtsprünge über eine zwischen zwei Bäumen gespannte Leine benutzte. Er fiel mir auf, weil er unter den gewiß nicht schlechten Sprüngen besagter Gruppe den besten vorführte.

Gerd Prei – eben jener ER – ist 23 Jahre alt und Außenhandelskaufmann aus Berlin. Eigentlich war er die letzten Jahre im Sport nicht sonderlich aktiv. „Meist zogen sich die Kundengespräche bis zum Abend hin, und im Ausland war ich auch oft“, erklärt er die Ursache, den Mangel an Zeit.

Dafür hat er seit Mai 1963 viel nachgeholt. In der militärischen Körperertüchtigung und beim Freizeitsport wurden die Muskeln wieder weich und geschmeidig und die Leistungen höher. Heute holt er sich bei allen Normüberprüfungen nur Einsen und zählt zu den Spitzenkräften der Kompanie im Klimmziehen. Fünfzehnmal schiebt er das Kinn über die schmale Reckstange.

Gerd findet viel Spaß am Sport. Deswegen hat er sich auch bereit erklärt, an einer speziellen Ausbildung als Übungsleiter teilzunehmen.

Befragt, warum er sich dafür gemeldet habe, meint er: „Weil's mich interessiert und weil ich es als gut empfinde, wenn der Unteroffizier auch organisierend in den Freizeitsport eingreifen kann.“

Gerd Prei steht damit nicht allein auf weiter Flur. Fünfundzwanzig bis dreißig Genossen der Kompanie werden jetzt bereits die Übungsleiterbefähigung haben und genau wissen, wie eine Stunde Massensport ablaufen soll, wie man die Kugel technisch richtig stößt, wie ein Orientierungslauf durchgeführt wird, wie man Kleinfeldspiele organisiert, wie sich das Intervalltraining bei Mittel- und Langstreckenläufern gestaltet, wie man andere das Schwimmen lehrt usw.

Apropos schwimmen.

Ob seiner Größe (1,92 m) hätte ich Wolfgang Dockhorn eher für einen Basketballer denn für einen Rettungsschwimmer gehalten. In unserer Unterhaltung wurde ich übrigens belehrt, daß man zur Not auch ohne fremde Hilfe schwimmen lernen kann. Denn Wolf-



gang tat es – im Berliner Müggelsee, an dessen Gestaden er als FDJ-Sekretär des Stadtbezirks Köpenick tätig gewesen ist.

Rettungsschwimmer zu werden, ist dagegen wesentlich schwerer. Einundzwanzig Genossen der Kompanie hatten sich dafür beworben. Doch die Aufnahmebedingungen für den 14tägigen Lehrgang, jeden Abend von 18.00 bis 21.00 Uhr, bestanden nur wenige. Wolfgang war darunter. Und mit der ihm eigenen Energie stand er die komplizierte Ausbildung durch; mit ihm noch weitere acht Genossen. Seine Grenzkompanie, in die er inzwischen gekommen ist, kann sich gratulieren: Mit dem rührigen FDJ-Funktionär und frischgebackenen Rettungsschwimmer hat sie eine Verstärkung bekommen, die sich nicht nur in der Schwimmausbildung bemerkbar machen wird ...

In der Unteroffiziersausbildungskompanie von Oberleutnant Lemke ist es ein Prinzip, allen Genossen deutlich zu machen, daß für den guten Unteroffizier vor allem das eigene Vorbild charakteristisch ist. Bestes Erziehungsmittel dabei ist wiederum das Beispiel aller Schüler-Vorgesetzten selbst.

Oberleutnant Lemke gibt es ebenso wie Zugführer Leutnant Daniels oder Unterfeldwebel Gerhard Freyer, Gruppenführer und sportliches As der Kompanie. Seine Visitenkarte weist ihn als ausgezeichneten Turner, Sportorganisator und mit Gesamtnote 1 klassifizierten MKE-Spezialisten aus.

Joachim Heintze hat den Unterfeld in besonderem Maße als hilfreichen Kameraden kennengelernt. „Mir fiel gerade der Sport anfangs furchtbar schwer“, berichtete er. „So beschämend es ist, ich schaffte noch nicht mal einen Klimmzug. Da war ich bei Unterfeldwebel Freyer gerade richtig. Vor unserem Waschraum haben wir so eine Art Reckstange. Wenn wir abends waschen gingen, kam der Gruppenführer, hieß uns warten, schwang sich hoch und machte uns etliche Klimmzüge vor. Insgesamt schafft er so an die zwanzig. Auf diese Weise trainierten wir jeden Abend. Bei mir zahlte sich das insofern aus, als ich bald darauf meine vier, fünf und auch sechs Klimmzüge brachte. Sport macht mir jetzt Spaß, weil ich mit Hilfe des Genossen Freyer vorwärts gekommen bin und in ihm ein Vorbild sehe, dem man gern und freudig nacheifert.“

Und eben darum geht es: Den künftigen Unteroffizier allseitig zu befähigen, das, was er von seinen Soldaten verlangt, selbst vorzuleben und vorzumachen.

In diesem Fall handelte es sich um den Sport. Und im Falle der Genossen dieser Unteroffiziersausbildungskompanie braucht uns wahrlich nicht bange zu sein. Dafür sprechen viele Tatsachen – daß sie alle gut schwimmen können und zumeist den Schwimmschein der Stufen II und III haben, daß sie im Durchschnitt das Sportabzeichen in Silber tragen, daß sie ausnahmslos die Grätsche über das langgestellte Pferd schaffen, daß 50% von ihnen ausgebildete Übungsleiter für Massensport sind, daß ihre Sportgruppe im Wettbewerb des Bataillons mit Abstand an der Spitze steht, daß sie die 5000 m im Gelände unter 27:00 min laufen, daß sieben Genossen alle Bedingungen für die Auszeichnung als „Bester Sportler“ erfüllt haben, daß 80% aus ihrer Mitte die Abnahmeberechtigung für das Sportabzeichen besitzen und daß sie allesamt ein Herz für den Sport haben.

Eine Frage nur:

Ist es unter diesen Umständen eigentlich ein Wunder, daß gerade unsere Grenztruppen in den Wettbewerben der Armeesportvereinigung Vorwärts fast immer ganz vorn marschieren, dort, wo das Tempo bestimmt wird?

Illustrationen: Harri Parschau







Von
Siegfried Dietrich

Der Pilot in der engen Kabine der MiG hatte keinen Sinn für die reizvolle Landschaft, die unter dem Flugzeug dahinzog. Seine gesamte Aufmerksamkeit galt den Instrumenten. Er mußte die Bedingung erfüllen, das war er seiner Ehre als bester Flugzeugführer der Staffel schuldig. Außerdem lockte die nächste Leistungsklasse des Klassifizierungsabzeichens, was sein Ansehen im Kreis der Genossen noch mehr heben würde. Auf keinen Fall durfte er seinen Vorsprung verlieren. – Einen Vorsprung, den er sich mit allerlei unerlaubten Mitteln erkauft hatte. Doch danach fragte Fuchsberger nicht. Er hatte hohe Pläne: Demnächst wurde sein Kettenkommandeur zu einer anderen Staffel versetzt. Vielleicht konnte er an dessen Stelle treten. Oberflieger war er bereits, und wenn er sich noch ein wenig anstrengte . . .

Der Gegenwind nahm an Stärke zu. Heinz Fuchsberger sah zum Drehzahlmesser. In Ordnung. Die Gastemperatur stimmte ebenfalls.

Da hörte er seinen Index. „127 von Fama 3." Aha, das war der Flugleiter, Hauptmann Schönhorn. Was wollte denn der? – „Wieviel Kraftstoff haben Sie noch?" – Natürlich, Schönhorn, der Übergenaue! Kaum hatte er erfahren, daß der Höhenwind aufgefrischt war, da kriegte er es mit der Angst zu tun! Aber Schönhorn sollte ihm die Tour nicht vermasseln. Das fehlte noch, daß er ihn, wo es nur noch um Minuten ging, nach Hause schickte! Ohne Zögern antwortete Fuchsberger: „Kraftstoff zwölfhundert."

„Fliegen Sie Rechtskurve 80 Grad, Schräglage 45!" befahl der Steuermann. „Höhe 085!" Der Flugzeugführer trat ins Pedal des Seitenruders und bewegte den Steuerknüppel. Sein Blick war auf den künstlichen Horizont gerichtet. Vorn bewegte sich ein silbern glänzender Punkt. „Ziel erkannt!" rief Fuchsberger. Sofort kam die Antwort: „Greifen Sie an!"

Hell leuchtete der Rhombenkreis des Visieres. Der Zentralpunkt saß genau auf dem Rumpf des Zieles. Fuchsberger betätigte den Auslöser der automatischen Kamera.

Zufrieden flog er zurück. Die „Schüsse" saßen, der Film würde es beweisen. – Wieder eine Bedingung erfüllt!

Er landete wohlbehalten. Was ist geschehen? fragte er sich. Nichts! – Wem hatte er geschadet? Niemanden! – Wem aber hatte er genützt? Sich selbst und der ganzen Staffel, die im Wettbewerb um die vorzeitige Erfüllung des Ausbildungsplanes stand. – Na bitte, was also sollte die übertriebene Vorsicht?

Fuchsberger kletterte aus der MiG, begrüßte den Flugzeugwart und kniff listig ein Auge zu. „Ich habe schätzungsweise noch zweihundert Liter im Tank", sagte er. „Das geht keinen etwas an. Wir verstehen uns doch?"

Unteroffizier Harring verzog das Gesicht. Schon wieder! „Sollte mich jemand danach fragen", erwiderte er eisig, „ich belüge meine Vorgesetzten nicht." Der Pilot knuffte ihn in die Seite. „Nun kehren Sie nicht gleich den FDJ-Sekretär hervor, Genosse Harring! Ist doch alles glatt gegangen." Harring gab ihm keine Antwort und machte sich an der Maschine zu schaffen. Du bist ein Feigling, schalt er sich. Weshalb sagst du Fuchsberger nicht klipp und klar, wie du über seine Kapriolen denkst? Schließlich seid ihr beide Mitglieder des Jugendverbandes, du bist sogar Funktionär der FDJ. Schön, Fuchsberger war ein prima Kerl, und er verstand sich großartig mit ihm. Doch änderte das etwas an den Tatsachen? Harring wußte, daß er falsch handelte. Dennoch brachte er nicht den Mut auf, zu sprechen.

Am nächsten Morgen machte er Fuchsberger Vorhaltungen. „Genosse Unterleutnant! Wissen Sie, mit wieviel Sprit Sie gelandet sind? Mit 130 Litern!" Fuchsberger feixte. „Na und?" – „Und wenn Sie hätten durchstarten müssen? Zur Platzrunde hätte es nicht mehr gereicht." Der Flugzeugführer legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Ich mußte aber nicht durchstarten."

Harring war empört. „Von Ihnen, als Offizier, hätte ich eine andere Einstellung erwartet", knurrte er. Fuchsberger wies ihn scharf zurecht. „Ich weiß allein, was ich verantworten kann! Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten." Von wegen! Ein Jagdflugzeug kostete einige hunderttausend Mark. Und das sollte ihn nichts angehen. Angriffslustig baute sich Harring vor Fuchsberger auf. „Genosse Unterleutnant! Sie gefährden die Maschine, und für diese bin ich ebenso verantwortlich wie Sie. Wir alle sind dafür verantwortlich!" Der Pilot blickte ihn spöttisch an. „Sorgen haben Sie, Genosse Harring!" Fuchsberger unterschrieb das Journal und entfernte sich. *(Fortsetzung auf Seite 54)*



Illustration: Rudolf Grapentin

Sie sprachen nicht mehr über den Vorfall. Kurze Zeit später wurde Heinz Fuchsberger als Kettenkommandeur eingesetzt. Er freute sich über diese Auszeichnung. Jetzt gilt es zu zeigen, daß du nicht nur ein guter Flugzeugführer bist, nahm er sich vor, jetzt geht es um die Ehre der ganzen Kette, d e i n e r Kette! So, wie bisher du stets vorn gestanden hast, so muß in Zukunft die gesamte zweite Kette vorn stehen.

Einige Wochen vergingen, und es ereignete sich nichts. Fuchsberger hat es eingesehen, freute sich Harring, auch wenn er es nicht zugibt. Vielleicht war es aber auch so, daß Fuchsberger begriffen hatte, daß er als Kettenkommandeur mit gutem Beispiel vorangehen muß.

Und dann geschah es: Unterleutnant Fuchsberger war allein auf Strecke. Noch acht Minuten fehten ihm, dann hatte er seine Aufgabe erfüllt. – Acht Minuten, eine kurze Zeit, und doch kann sie entscheidend sein für das Schicksal eines Flugzeuges, an dessen Steuer ein relativ unerfahrener Pilot sitzt, wie es Heinz Fuchsberger war: ein Pilot, der Flug und Landung unter schwierigen Bedingungen noch nicht völlig beherrscht, der ganz auf sich allein gestellt ist und niemand zur Seite hat, der ihm beistehen kann, wenn die Wetterlage kritisch wird.

Und das Wetter wurde kritisch! Der Himmel bezog sich zusehends, die Sicht wurde von Sekunde zu Sekunde schlechter.

Meldung an den Flugleiter, wie es Vorschrift war? Ach was, die paar Minuten schaffte er schon noch. Außerdem befand sich keine Maschine in seiner Nähe. Nachweisen konnte ihm keiner etwas, selbst dann nicht, wenn es „kriminell" werden sollte, wie es in der Sprache der Jagdflieger heißt. So antwortete Fuchsberger bedenkenlos, als er danach gefragt wurde: „Sicht 25 bis 30 km, Bedeckung drei Zehntel." Wahrheitsgemäß fügte er hinzu: „Bedeckung nimmt zu, Sicht nimmt ab." – „Bei 15 Kilometer Sicht nach Norden ausweichen und Anflug Fama", ordnete der Flugleiter an. Fuchsberger wiederholte und griente vor sich hin: Wenn er diesen Befehl befolgen wollte, so konnte er gleich umkehren.

Als es an der Zeit war, ging er auf Heimatkurs.

Auch auf dem Flugplatz verschlechterten sich die Wetterverhältnisse. Der Flugleiter rechnete. Fuchsberger würde die Landung unter normalen Bedingungen gerade noch schaffen. „V 900!" rief er ins Mikrofon. Fuchsberger erhöhte die Geschwindigkeit. Wolkenfetzen nahmen ihm die Sicht, der Himmel über ihm hatte sich vollständig bezogen. Fuchsberger ging tiefer, bis zur Sicherheitshöhe, doch auch hier war es kaum noch möglich, sich nach der Landschaft zu orientieren. Der Unterleutnant wurde unsicher. Gerade wollte er sich eine Peilung geben lassen, da fragte ihn der Flugleiter nach dem Standort. „Raum Torgau", antwortete Fuchsberger auf gut Glück. Vor einer Minute hatte er die Dübener Heide überflogen, der Standort mußte ungefähr stimmen.

Die Antwort des Flugleiters machte ihn stutzig:

„Gehen Sie auf Basis!“ – Die Peilbasis sollte seinen Standort bestimmen? Was hatte das zu bedeuten?
Der Pilot schaltete um auf den Peilkanal. Das Ergebnis der Peilung ließ ihn erstarren. Er befand sich rund 180 km nordwestlich von Torgau! Was er für die Dübener Heide gehalten hatte, mußten die Wälder um Rathenow gewesen sein. – Jetzt wurde es tatsächlich „kriminell“! „127! Ihre Peile eins-drei-zwo. Wiederholen Sie, und gehen Sie auf gelb!“ Fuchsberger verbesserte den Kurs und wechselte den Kanal. „V 600, Höhe dreinull“, befahl der Flugleiter. „Gehen Sie auf Fernfunkfeuer.“ Der Flugzeugführer schaltete den Funkkompaß ein.
Fuchsberger verfluchte seinen Leichtsinn. Es war ein gewaltiger Unterschied, ob man einen Funkfeuer-Anflug übungsweise flog oder ob es darauf ankam, wie jetzt. Immer und immer wieder mußte er grobe Abweichungen korrigieren, und das ging zu Lasten des Kraftstoffvorrates. Auf Fuchsbergers Stirn bildeten sich Schweißtropfen. Er mußte es schaffen, er mußte die Maschine erhalten! Ob man ihm später eine Schuld nachweisen würde oder nicht, das spielte keine Rolle. Das innerliche Schuldgefühl würde er nie loswerden. Er hatte pflichtvergessen gehandelt, und für ihn gab es nur noch eine Möglichkeit: Er mußte das Schlimmste verhüten. – Harring! dachte er. Was würde der sagen? Ich müßte mich schämen vor ihm.
„Landung Fama nicht erlaubt, landen Sie Nordstern!“ – Nordstern, das war doch Rungersdorf! Unmöglich! „Kraftstoff reicht nur noch für Landung Fama“, keuchte Fuchsberger.
Konnte man es verantworten und Fuchsberger nach System landen lassen? Nordstern war der einzige Flugplatz in der weiteren Umgebung, wo noch eine Landung unter normalen Bedingungen möglich war. Wenn nicht, mußte man den Befehl zum Katapultieren geben. – „Trauen Sie sich zu, nach System zu landen?“ fragte der Hauptmann. Was blieb ihm weiter übrig? Rungersdorf erreichte er nicht mehr, und katapultierte er, so war die Maschine verloren. Er hatte ja schon ein paarmal übungsweise System geflogen, vielleicht kam er heil herunter. „Ich lande nach System“, erwiderte Fuchsberger. „Warten Sie“, sagte der Flugleiter und rief den Kommandeur an.
„Fuchsberger ist noch oben!“ Mit Windeseile hatte sich die Nachricht im Geschwader verbreitet. Unteroffizier Harring erschrak. Weshalb hatte er sich nicht längst jemandem anvertraut: den Freunden von der FDJ-Leitung, dem FDJ-Sekretär der Jagdstaffel, der Partei oder auch dem Politstellvertreter? Es gab ja so viele, mit denen er hätte sprechen können. – Können? Er hätte sprechen müssen! War Fuchsberger gezwungen zu katapultieren, oder machte er bei der Landung Bruch, so kam das auch auf sein Konto. – Ein schönes Mitglied des Jugendverbandes war er! Harring machte sich die schwersten Vorwürfe.
Rot, grün und weiß leuchteten die Lichter der Landebefeuerung im Dunst, kaum sichtbar, orangegelb blitzte – gerade noch zu erkennen, die Kennung des Flugplatzes. Das Wetter war miserabel. Der Flugzeugwart lief zur Flugleitung. Hoffentlich schaffte es Fuchsberger! Er hatte es schon längst erwartet, und nun war es soweit: Die rote Lampe leuchtete auf, Achtung, Kraftstoff geht zu Ende! Fuchsberger wurde bleich.
„Sehen Sie Punkt?“ fragte ihn der Flugleiter. Er sah den Platz nicht, so sehr er sich auch anstrengte. „Nein!“ schrie Fuchsberger. „Kraftstoff 300!“
„Reicht“, erwiderte der Flugleiter. Fuchsberger lachte hart auf. Es reichte noch für einen zweiten Anflug, jawohl. Und wenn er den verpatzte? Dann mußte er auf Höhe gehen und katapultieren. – Nur das nicht! Er könnte den Genossen nicht mehr in die Augen sehen.
Der Landeleiter saß vor den beiden Bildschirmen und verbesserte Fuchsberger: „100 Meter rechts . . . gehen Sie 04 . . . 2 Grad links . . . Landekurs! . . . Höhe 03!“ Endlich sah er den Flugplatz! Fuchsberger atmete auf. „Ich sehe Punkt!“ rief er.
Die weitere Führung übernahm der Flugleiter. „Fahrwerk!“ sagte er, und Fuchsberger fuhr das Fahrwerk aus. Seine Hände zitterten ein wenig. – „Gas weg . . . Gleitwinkel V 285. Beachten Sie V!“ Die Kommandos kamen ruhig, als handele es sich um eine alltägliche Angelegenheit. Trotzdem wurde Fuchsberger von Sekunde zu Sekunde aufgeregter. Der Dunst täuschte, die Landebahn schien unheimlich nahe.
Die Maschine „schwamm“, gehorchte den Steuerausschlägen nur widerwillig. Er hatte die Landegeschwindigkeit zu stark herabgesetzt. Der Flugleiter mahnte: „Beachten Sie Windstille! Halten Sie V 285!“ Fuchsberger zog am Steuerknüppel, um die Maschine zu halten. Es war vergeblich.
„Durchstarten! Anflug wiederholen!“ Der Pilot griff zum Drosselhebel. Langsam kam das Triebwerk auf Touren, die MiG fegte dicht über die Landebahn und stieg schließlich steil empor. Unteroffizier Harring hatte das Manöver mit wachsender Unruhe verfolgt. Er war nicht minder aufgeregt als Fuchsberger. Lange sah er der Maschine nach, bis sie im Dunst verschwunden war. Der zweite Anflug! Wenn er ebenfalls mißlang, dann . . .
Fuchsberger biß sich auf die Unterlippe, daß das Weiße darauf hervortrat. Du mußt es schaffen! hämmerte er sich ein. Du mußt!
„Anflug ohne Rechenwinkel!“ Das war die Stimme des Landeleiters, der wieder die Führung des Flugzeuges übernommen hatte. Kommando folgte auf Kommando, Fuchsbergers Hemd klebte am Körper, er bemerkte es nicht.
Zum zweitenmal sah er den „Punkt“. Der Flugleiter stand am Fenster des SKP und verfolgte den Anflug mit dem Fernglas. „Tiefer! . . . Halten, halten! . . . Mehr links . . . Mehr rechts! . . . Gut so! . . . Gas weg!“
Harring trat vor Aufregung von einem Bein aufs andere. Wohl sah er, daß die MiG diesmal besser hereinkam, doch er wußte aus Erfahrung, daß das noch lange keine Gewähr für eine sichere Landung war. Fahrig suchte der Unteroffizier in allen Taschen nach Zigaretten. Das Flugzeug ließ er dabei nicht aus den Augen. Endlich! Fuchs-

(Fortsetzung auf Seite 62)



Juri Gagarin vor seinem Start auf „Wostok 1" um die Erde

Vor dem Start IN DEN KOSMOS

Von Heinz Mielke, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

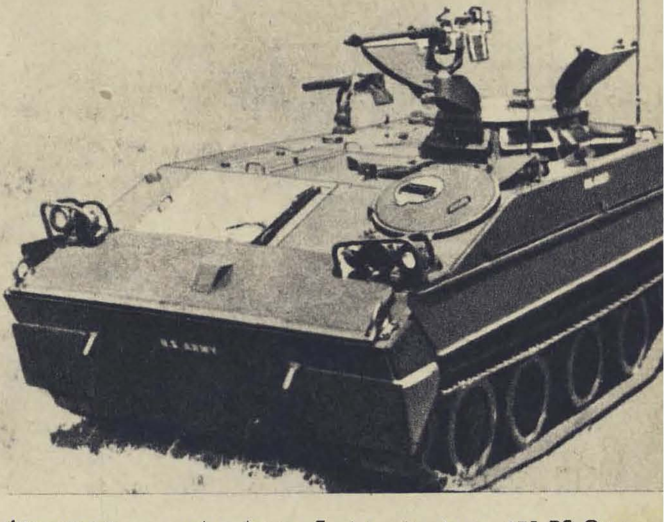
„Achtung! – An Zentrale! – Betankung abgeschlossen!"
„Danke! – X-Zeit läuft! – X minus 4 Minuten!" ...
Immer wieder sind es die gleichen erregenden Augenblicke voller knisternder Spannung, von der die Besatzungen großer Raumfahrtstartplätze gepackt werden, wenn die letzten Phasen des „Countdown" ablaufen und die Blicke der Männer im Kommando- und Kontrollbunker wie gebannt an den Fernsehkontrollbildern hängen, auf denen entweder in verschiedenen Detaileinstellungen oder als Totale der wuchtige Raketenkoloß, mit seiner kostbaren Fracht in der Spitze, zu sehen ist.
Menschenleer ist zu diesem Zeitpunkt das weite Startgelände des Kosmodroms. Von heulenden Sirenen und optischen Warnsignalen wurden auch die Letzten der Startmannschaft in die vorgeschriebenen Sicherheitsräume getrieben. Eventuell zugelassene Zuschauer haben respektvoll kilometerweiten Abstand zu halten. Einsam und scheinbar von aller menschlichen Fürsorge verlassen, steht die gewaltige Rakete auf ihrer Startrampe. Zerflatternde Fahnen weißer Dampfwölkchen ziehen um den massigen Leib des Projektils und zeigen den ständig aus den Treibstofftanks abdampfenden Flüssigsauerstoff an.
Unerbittlich schreitet das Countdown voran und zwingt die Männer in der Startzentrale in den Bann ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit. Von ihrer unerschütterlichen Ruhe und absolut sicheren Beherrschung der Aufgaben jedes einzelnen hängt jetzt das Gelingen des kostspieligen und bei bemannten Starts besonders diffizilen Unternehmens ab. Während die letzten Minuten vor der Zündung der Starttriebwerke ablaufen, jagen sich in der Zentrale die Rückmeldungen über letzte befriedigende Kontrollen des Trägersystems sowie der Beobachtungs- und Meßstationen des weitverzweigten Bodenleitsystems. Ein fast unscheinbar wirkendes elektrisches Kabel, das von einem Haltemast neben der Rakete zu dieser hinüberführt, bildet die letzte mechanische Verbindung zu den komplizierten Anlagen des Trägersystems und damit sozusagen die lebenswichtige „Nabelschnur" zwischen den Technikern in der Zentrale und dem Raketengiganten auf der Startrampe. Diese Verbindung reißt erst in dem Augenblick, in dem sich die Rakete, genau zur vorgegebenen Zeit, unter dem donnernden Schub ihrer Triebwerke von der Rampe löst. Danach bilden Funksignale zwischen Bord- und Bodenstation die einzige Brücke zur Überwachung und Führung des aufsteigenden Flugkörpers.
„Countdown" ist der inzwischen international gebräuchliche englische Ausdruck für das auf Minuten und Sekunden festgelegte Funktions- und Kontrollprogramm der Startvorbereitung von Trägerraketen. Es ist der „Stundenplan" für den Gesamtablauf der Startvorbereitungen. Mit peinlichster Exaktheit ist in ihm zeitlich jeder einzelne Vorgang festgelegt, der zu dem komplizierten Verfahren der Vorbereitung eines Trägersystems gehört und der nicht zuletzt eine kaum zu beziffernde Vielzahl von Kontrollen und immer wieder Kontrollen einschließt. Dieser Stundenplan beginnt praktisch schon mit den Montagevorbereitungen auf der Startrampe und in den Spezialwerkstätten des Kosmodroms. Dabei hat jede Montagegruppe noch ihren eigenen Spezialzeitplan, und erst mit dem Fortschreiten der Startvorbereitungen laufen diese Einzelverrichtungen in das große General-Countdown zusammen.
Die großen mehrstufigen Antriebssysteme für Raumfahrtzwecke werden dabei nicht unmittelbar auf dem Kosmodrom entwickelt, gebaut und

(Fortsetzung auf Seite 59)

Schützenpanzer T 114
USA

Taktisch-technische Daten:

Masse	6,12 t
Länge	um 4000 mm
Breite	um 2300 mm
Höhe	um 2000 mm
Panzerung	Leichtmetall
Steigfähigkeit	60°/₀
Höchstgeschwindigkeit	64 km/h (Straße)
	6,1 km/h (Wasser)
Besatzung	3–4 Mann
Bewaffnung	1 MG 12,7 mm
	1 MG 7,62 mm



Der T 114 ist ein schwimm- und lufttransportfähiges Aufklärungsfahrzeug auf Vollkettenbasis, das auch mittels Fallschirm abgeworfen werden kann. Es ist mit einem 175-PS-Otto-Motor ausgestattet und noch nicht im Truppendienst. Genaue Daten liegen noch nicht vor.

Bist du im Bilde?

Diesmal stellen wir in der Reihe Schützenpanzer der NATO ein amerikanisches Fahrzeug vor, das noch nicht im Truppendienst steht. Zur Zeit befindet es sich noch in Erprobung. Bestimmt wirst du es in den Bildausschnitten wiedererkennen. Schreibe also deine Lösung auf eine Postkarte und sende diese bis zum 1. 12. 1963 (Datum des Poststempels) an die

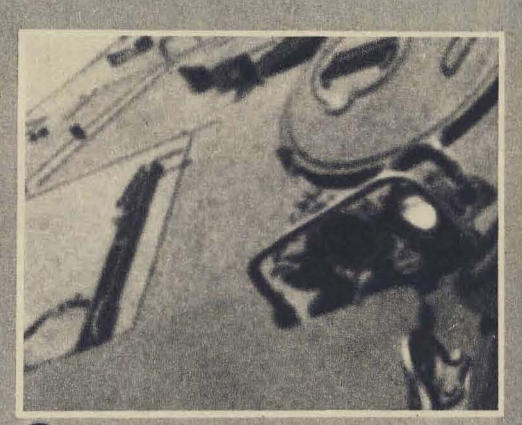
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden durch das Los fünf Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM sowie als 4. und 5. Preis je ein wertvolles Buch aus dem Deutschen Militärverlag erhalten.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 9/1963:

Die richtige Lösung: Die Ausschnitte 2 und 6 zeigten den HS-30. Die Preisträger sind:

Gefreiter Zenker aus Torgelow, 50,– DM
Offz.-Sch. Achatz aus Großenhain, 20,– DM
Karl-Heinz Vogel aus Karl-Marx-Stadt, 10,– DM
Horst Schönpflug aus Leipzig, 1 Buch
Ofw. Lucas aus Eggesin, 1 Buch

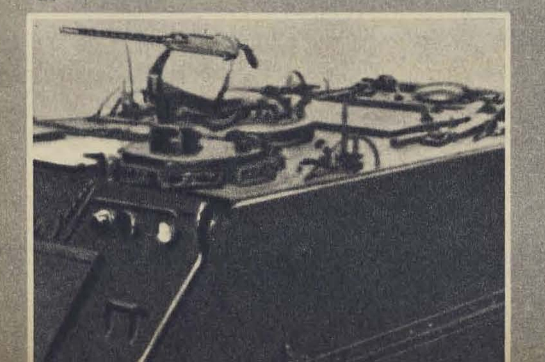




1



2



3

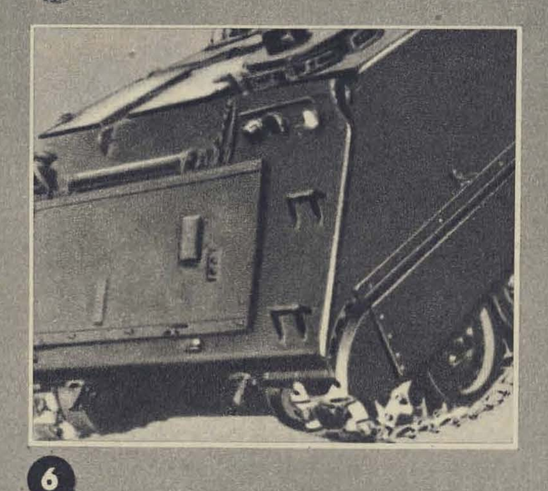




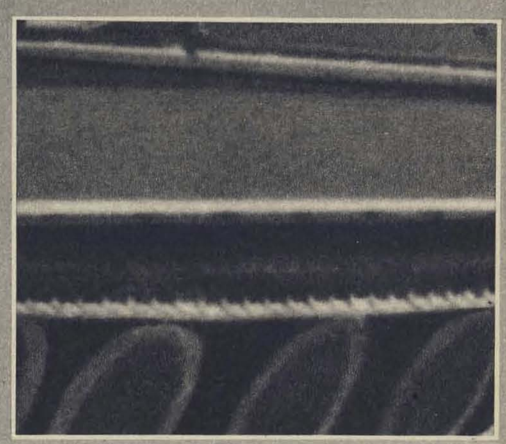
4



5



6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 11/1963 | TYPENBLATT | WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS – HANDFEUERWAFFEN

IMG – D 7,62 mm UdSSR



Taktisch-technische Daten:

Masse mit Trommel, Gurt und Zubehör	7,4 kg
– mit Trommel, gefülltem Gurt und Zubehör	9,0 kg
Kaliber	7,62 mm
Länge	1037 mm
Anfangsgeschwindigkeit	735 m/s
Züge	4

Das IMG-D (Typ Degtjarjow) ist die wichtigste automatische Waffe der Schützengruppe. Sein Einsatz erfolgt gegen ungedeckte lebende Gruppen- sowie wichtige Einzelziele bis zu 800 m Entfernung und zur Bekämpfung von Luftzielen bis zu 500 m Höhe. Die theoretische Feuergeschwindigkeit beträgt 650 Schuß/min. Fassungsvermögen des Gurtes 100 Patronen.

Vor dem Start in den Kosmos

(Fortsetzung von Seite 56)

den notwendigen Prüfstandversuchen unterzogen. Diese grundlegenden Arbeiten gehören vielmehr zu den Aufgaben der verschiedensten Entwicklungs- und Erprobungszentren, deren Fertigprodukte dann, in mehr oder weniger zerlegtem Zustand, an die Spezialisten des Kosmodroms geliefert werden. Das gleiche gilt auch für die gesamte elektrische, elektronische und sonstige Ausrüstung des Flugkörpers sowie für den einzusetzenden wissenschaftlichen Nutzmassekörper. Auf dem Kosmodrom beginnt dann der Zusammenbau des Trägersystems unmittelbar auf der Startrampe. Die gewaltigen Zellenteile der 20 und mehr Meter hohen Startstufen werden meist als fertige Einheiten geliefert und erfordern große Spezialhebeanlagen, mit denen die extrem dünnwandigen Metallzylinder senkrecht auf die Rampe gesetzt werden müssen. Große Krangerüste und Montagetürme bestimmen damit das Bild der Startvorbereitungen. Von Arbeitsplattformen am Montagegerüst aus können die Techniker alle betriebswichtigen Teile des Raketensystems erreichen und nach dem Countdown-Plan in Betriebsbereitschaft versetzen.
Während dieser technischen Vorbereitungen am Antriebssystem und den Bordanlagen der Steuerungs- und Lenkeinrichtungen, sind die Flugbahnspezialisten im Kommando- und Kontrollbunker mit den vorbereitenden Arbeiten im Rahmen des Aufstiegsprogrammes beschäftigt. Das mathematisch ausgearbeitete Steuerungsprogramm wird von ihnen auf die automatischen Programmgeber und Kontrolleinrichtungen abgestimmt und das Zusammenspiel der Meßwertübermittlung von den einzelnen Beobachtungs- und Meßstationen überprüft.
Wenn die Fertigmontage des Trägersystems bis zur letzten Antriebsstufe abgeschlossen ist, beginnt eine weitere Spezialistengruppe mit der Montage und den Installationen des eigentlichen Raumflugkörpers. Parallel dazu laufen die vorbereitenden Arbeiten im Zentrum für die wissenschaftliche Meßwertübertragung an. Jeder dieser einzelnen Arbeitsschritte ist mit unzähligen Kontrollen verbunden, und es kann schließlich der Fall eintreten, daß bei unerwarteten Störungen der gesamte Countdown-Plan verschoben werden muß. Aus der amerikanischen Raumflugpraxis sind zahllose derartige Fälle bekanntgeworden, während die beiden Doppelflüge der sowjetischen Raumfahrtwissenschaft in dieser Hinsicht eine schon weitgehend perfektionierte Technik deutlich werden lassen. Neben diesen rein zur Raketen- und Raumflugtechnik zählenden Fakten des Countdown-Plans spielt übrigens die Wettersituation am Startplatz in der Planung eines Aufstiegs eine nicht unwesentliche Rolle. Moderne Großraketen sind durchaus nicht unempfindlich gegen die Störeinflüsse, die von Schlechtwetterlagen mit tiefhängender Bewölkung und starken Winden ausgehen können. So hatten zahlreiche amerikanische Startvorbereitungen gerade wegen dieses Faktors, manchmal bloß noch wenige Stunden oder gar Minuten vor dem Zeitpunkt „X" des Countdown (Startmoment), noch eine Verschiebung erfahren müssen. Zweifellos spielt dabei die Wahl der geographischen Lage des Startplatzes eine entscheidende Rolle. Cape Canaveral beispielsweise liegt hinsichtlich stabiler Wetterlagen in einer durchaus ungünstigen Zone. Die sowjetischen Raumfahrtspezialisten dagegen haben mit der Lage ihres Kosmodroms Baikonur offenbar eine ziemlich ideale Lösung gefunden, da in diesem Gebiet mit außerordentlich häufigen und stabilen Hochdruckwetterlagen zu rechnen ist.

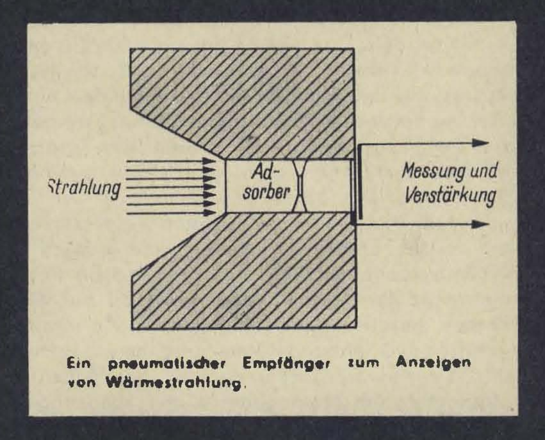
Sind die Montage- und Prüfarbeiten am Trägersystem und bei der Installation des Nutzmassekörpers schließlich abgeschlossen, und der „Stundenplan" konnte bis dahin exakt eingeholten werden, dann wird als letzter Hauptpunkt in der Startvorbereitung die Betankung der Rakete vorgenommen. Von den weit außerhalb des eigentlichen Startgeländes gelegenen großen Tanklagern werden die benötigten Treibstoffmengen mit Spezialwagen zur Startrampe gefahren. Diese Arbeit erfordert ziemliche Sorgfalt, da immerhin einige hundert Tonnen Treibstoff in die riesigen Behälter der heute verwendeten Raumfahrtträgerraketen getankt werden müssen, und selbst so „harmlose" Treibstoffkomponenten wie Flüssigsauerstoff in diesen Mengen besondere Probleme aufwerfen. So muß beispielsweise für ein ungestörtes und andauerndes Abdampfen des unvermeidlich freiwerdenden gasförmigen Sauerstoffs Sorge getragen werden. Die Startvorbereitungen nach dem Betanken dürfen sich dann auch nicht mehr allzu lange hinziehen, um größere Betankungsverluste zu vermeiden. Durch vorsichtiges Nachtanken läßt sich gegebenenfalls der Abdampfverlust ausgleichen.

Mit dem Vorrücken des Countdown auf die letzten Minuten vor dem Start setzt schließlich das Freimachen der Startrampe von allem Montage- und Betankungszubehör ein, und die elektrischen und elektronischen Geräte im Startbunker und in der Leitzentrale beginnen zu spielen, bis in der Sekunde der Triebwerkszündung die Spannung ihren Höhepunkt erreicht. Auch in den anschließenden Minuten, wenn die Trägerrakete mit urgewaltigem Donnern in die Höhe strebt, löst sich diese Spannung noch nicht. Erst wenn die Geräte den ordnungsgemäßen Brennschluß der letzten Antriebsstufe melden und die Anfangsparameter der Freiflugbahn mit den vorausberechneten Werten übereinstimmen, geht ein erlösendes und frohes Aufatmen durch die Reihen der Männer in der Start- und Leitzentrale.

Kampf gegen Unsichtbare

Von Diplom-Physiker Herbert Zimmer

Was denn, Sie meinen, das gibt es gar nicht? Niemand könne sich oder andere unsichtbar machen?
Wie ist das dann, bitte sehr, mit dem Zauberkünstler, der einen Elefanten auf offener Bühne verschwinden läßt?
Ein Trick, sagen Sie. Natürlich, ein Trick. Immerhin ein sehr effektvoller. Geschickte Bühnenbeleuchtung, verschiedenfarbige, dem Bühnenhintergrund sowie dem „magischen" Objekt angepaßte Tücher – und der Elefant ist weg. Gut getarnt, kann da jeder Gruppenführer nur anerkennend sagen. Und Tarnung – das ist auch die Möglichkeit für jeden Soldaten, sich auf dem Gefechtsfeld unsichtbar zu machen.
Dazu genügen heutzutage allerdings nicht mehr drei abgebrochene Zweige und ein lehmverschmiertes Gesicht. Im Zeitalter der modernen Technik gehört zu einer guten Tarnung auch, daß Stärke und spektrale Zusammensetzung der Körperstrahlung mit der Strahlung der Umgebung übereinstimmen.
Natürlich muß man sich auch nach wie vor gegen das Gesehenwerden tarnen. Aber jeder Körper reflektiert nicht nur sichtbares Licht, sondern auch Wärme. Oder er strahlt sogar selber Wärme aus. Die Wellenlängenskala der Wärmestrahlung ist etwa dreimal umfangreicher als die des sichtbaren Lichtes. Da man heute die von jedem Objekt ausgestrahlte Wärme aufnehmen und analysieren kann, müssen die Tarnmaßnahmen umfangreicher sein als früher. Sie erfordern unter den Bedingungen des modernen Gefechts verfeinerte Methoden, unter äußerst geschickter Ausnutzung der Umgebung und auch bestimmter physikalischer Hilfsmittel.
Bekannt ist, daß man ein Ziel aufklären kann, indem man es anstrahlt und die reflektierte Strahlung in einem Empfänger analysiert. Nach diesem Prinzip arbeiten Beleuchtungstechnik, Infrarot-Sichtgeräte und auch die Funkmeßeinrichtungen. Doch diese aktive Ortung bietet wiederum dem Gegner Möglichkeiten, die Station ausfindig zu machen und evtl. zu vernichten. Ziele, die eine eigene intensive Wärmestrahlung liefern, können jedoch auch mit passiven Mitteln aufgeklärt werden.
Solche Ziele sind zum Beispiel Flugzeuge, Raketen, U-Boote oder Panzer. Auch die von einem Menschen ausgehende Wärmestrahlung ist in empfindlichen Empfangsgeräten nachweisbar.



Ein pneumatischer Empfänger zum Anzeigen von Wärmestrahlung.

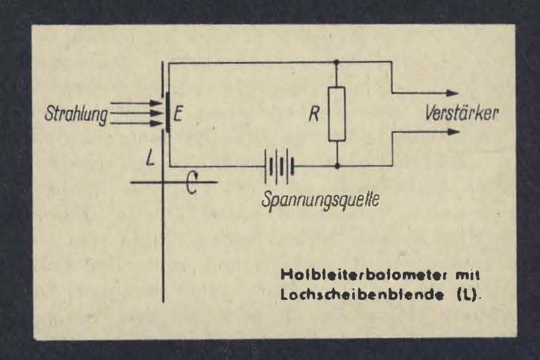
Folgende Empfängertypen haben sich bereits in der Praxis bewährt:

1. Das Bolometer.

Ein metallischer Leiter oder auch ein Halbleiter wird in einen Stromkreis eingebaut. Fällt Wärmestrahlung auf ihn, so verändert sich der Stromfluß. Es handelt sich also um eine Art Steuerelement, dessen Wirkung auf der Temperaturabhängigkeit des elektrischen Widerstandes beruht.

2. Thermoelemente.

Sie kann man als Wärmekraftmaschinen ansehen. In einem geschlossenen Leiterkreis aus zwei verschiedenen Metallen beginnt, bei unterschiedlichen Temperaturen an den Kontaktstellen, ein Strom zu fließen (siehe auch Heft 8/63 „Strom aus der Petroleumlampe").



Halbleiterbolometer mit Lochscheibenblende (L).

3. Pneumatische Empfänger (Abb. 1).

Ein Gas wird in eine Metallkammer eingeschlossen. Durch ein strahlungsdurchlässiges Fenster tritt die Strahlung in den Gasraum ein und wird von einem Adsorber aufgenommen, der mit seiner Umgebung im Wärmeaustausch steht. Die Rückwand der Kammer ist als dünne flexible Aluminiumfolie ausgebildet. Ihr gegenüber steht eine feste Platte. Beide Metallflächen bilden zusammen einen Kondensator, der an eine Meßanordnung zur Bestimmung der jeweiligen Kapazität angeschlossen ist.

Jede dieser Schaltungen hat ihre Vor- und Nachteile. Man wird also, dem jeweiligen Zweck entsprechend, die Geräte einsetzen. Um ihre Empfindlichkeit zu erhöhen, schaltet man sie unmittelbar mit Verstärkeranlagen zusammen. Halbleiterbolometer sind unter bestimmten Voraussetzungen hierfür besonders geeignet (Abb. 2). Die Strahlung fällt auf das Element E und wird durch die rotierende Lochblende L mit einer hohen Frequenz unterbrochen. Es fließt jetzt ein pulsierender Strom (ähnlich wie in einem Kohlemikrofon bei schnellen Schallschwingungen), der am Widerstand R abgegriffen, verstärkt und dem Anzeigegerät zugeführt wird.

Die Empfindlichkeitsgrenze eines derartigen thermischen Empfängers liegt etwa bei 10^{-10} Watt. Würde man ihn in den Brennpunkt eines Hohlspiegels mit einer Querschnittsfläche von etwa einem Quadratmeter bringen, so könnte man ein Objekt, das ohne jede Richtwirkung 100 Watt abstrahlt (Glühlampe!), noch in 10 000 km Entfernung nachweisen.

Die Vorteile der thermischen Empfänger gegenüber Funkmeßgeräten sind ihre geringe Störanfälligkeit, das größere Auflösungsvermögen auf Grund der kürzeren Wellenlänge von infraroten Strahlen sowie die Fähigkeit, jede herkömmliche Tarnung zu „durchschauen". Außerdem ist diese passive Ortung vor Aufklärung selbst weitgehend sicher.

Nachteilig wirkt sich allerdings aus, daß mit derartigen Geräten keine Entfernungsmessung möglich ist, und daß Nebel oder Regen den Einsatz empfindlich stören. Deshalb werden sie, im Kampf mit „unsichtbaren" Gegnern, die Funkmeßmittel nicht ersetzen. Doch auf jeden Fall können sie in der Perspektive eine wirksame Ergänzung sein.

Auch im Anwendungsbereich der optischen Nachrichtenmittel werden die thermischen Empfänger in der Zukunft eine bedeutende Rolle spielen. Die gute Richtcharakteristik der optischen Strahler, besonders der in Entwicklung befindlichen quantenmechanischen Generatoren lassen auf hervorragende Ergebnisse schließen.

Darüber soll jedoch zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden.

Falsche Ehre

(Fortsetzung von Seite 55)

berger setzte auf. Die Maschine sprang ein paarmal, brach nach links aus und geriet auf den Rasen, doch was machte das, die Landung war gelungen! Harring rannte zur Rollbahn, um Fuchsberger einzuweisen.

Als das Flugzeug stand, riß sich der Pilot die Haube vom Kopf und wischte sich über die schweißnasse Stirn. Seine Stimme klang verändert. „Das wäre beinahe ins Auge gegangen." Harring funkelte ihn böse an. „Das hätten Sie vermeiden können." Fuchsberger war erschöpft und gereizt. „Was verstehen schon Sie davon!" brummte er. „Lassen Sie mich in Ruhe!"

Der Staffelkommandeur unterbrach die Auseinandersetzung. „Gut gemacht!" rief er aufgeräumt und reichte Fuchsberger die Hand. „Diese Landung wird Ihnen als erfüllte Bedingung angerechnet." Der Flugzeugführer senkte den Blick. Wenn du wüßtest ..., dachte er.

Harring konnte seinen Zorn nicht verbergen. Jetzt steckte Fuchsberger auch noch ein Lob ein und tat, als sei das selbstverständlich.

Harring wußte sich keinen Rat mehr. Er rief die FDJ-Leitung zusammen. „Fuchsberger läßt sich nur auf sichere Sachen ein", erzählte er. „Auch diesmal war es so. Ich habe herumgehorcht: Das Geschwader hat zwar den Fall überprüft, aber keiner konnte Fuchsberger beweisen, daß er falsche Angaben über das Wetter gemacht hat. Aber ich glaube Fuchsberger nicht. Er schleicht immer hart an der Grenze des Erlaubten entlang. Zuweilen überschreitet er sie auch. Das lasse ich mir nicht ausreden." – „Und da kommst du erst heute zu uns?" tadelten die Freunde. Harring schwieg.

Ein langer Spezialmechaniker stand auf. Umständlich begann er: „Das ist doch so. Setzen wir uns mit den Freunden von der Jagdstaffel zusammen, so fliegt wahrscheinlich Fuchsberger eklig rein. Ich glaube nämlich auch, daß an Harrings Mutmaßungen etwas dran ist. Besser wäre es natürlich, wir könnten Fuchsberger von uns aus überzeugen." Harring winkte ab. „Sinnlos. Es gibt nur einen Weg: Ich muß meinen Verdacht dem Politstellvertreter mitteilen. Oder dem FDJ-Sekretär der Jagdstaffel." Die anderen widersprachen und beschlossen, gemeinsam mit Harring zu Fuchsberger zu gehen.

Sie paßten ihn nach dem Flugdienst ab. Harring sprach Fuchsberger an. „Genosse Unterleutnant, wir bitten darum, daß wir mit Ihnen sprechen dürfen." Seine Stimme klang gepreßt. „Ich meine, nicht als Unteroffiziere zum Unterleutnant, sondern als Mitglieder der FDJ." Fuchsberger legte ihm lächelnd die Hand auf die Schulter. „Selbstverständlich. Weshalb so feierlich? Schießt los!" Harring holte tief Luft. „Genosse Fuchsberger, Sie zerschlagen, was Partei und Jugendverband mühsam aufgebaut haben." – „Unsere Staffel steht nämlich im Wettbewerb, wir kämpfen um soldatische Pflichterfüllung, um hohes Verantwortungsbewußtsein", sagte der lange Spezialmechaniker. „Und Sie geben da ein schlechtes Beispiel." – „Sprechen Sie ruhig weiter." Fuchsbergers Ton klang spöttisch. – „Jawohl, das werden wir auch tun!" Der Fahrer des Tankwagens reckte seine Stupsnase in die Luft. „Nicht nur Harring weiß es, daß Sie schon mehrmals die Maschine ausgeflogen haben bis zum letzten." Fuchsberger unterbrach ihn barsch. „Wenn ich das tat, so war das berechtigt." – „Nicht immer!" widersprach der Kraftfahrer. „Wir wissen besser Bescheid als die Staffelleitung. Wir betanken nämlich die Maschine."

Der Pilot wurde wütend. „Verdammt nochmal! Stehe ich hier vor der Parteileitung? Bin ich der FDJ-Gruppe der technischen Staffel Rechenschaft schuldig?" – „Sich selbst sind Sie Rechenschaft schuldig, unserer Partei und dem gesamten Jugendverband", sagte der Kraftfahrer. „Nicht uns drei, die wir hier stehen." Fuchsberger wurde nachdenklich. „Das schon", meinte er. „Aber ihr seht die Dinge falsch. So einfach, wie ihr denkt, ist das alles nicht." Harring konnte sich nicht mehr beherrschen. „Wir sehen die Dinge schon richtig", rief er erregt. „Worin besteht denn die Ehre eines Sozialisten? In strenger Pflichterfüllung. Sie aber verwechseln Ehre mit Ehrgeiz. Das ist Ihr Fehler." Der Spezialmechaniker nickte. „Und was sagt ein Teil der Genossen dazu?" ergänzte er. „Uns wollt ihr Vorschriften machen, sagen die Soldaten, und Fuchsberger? Seht euch doch den an!" Er schüttelte den Kopf. „Das ist wahrhaftig keine Ehre für Sie." Fuchsberger zog die Stirn in Falten. „Würde ich euch Burschen nicht so genau kennen", entgegnete er, „ich würde euch das verdammt übelnehmen." Er schlug dem Mechaniker auf die Schulter, nickte den anderen zu und ging in die Flugleitung. Die drei blickten ihm verblüfft nach. „Was denn nun?" sagte der Kraftfahrer. „Hat er es nun kapiert oder nicht?"

Fuchsberger schritt langsam die Treppe hinauf. Meine Ehre, dachte er. Es war schon etwas dran an dem, was die Mechaniker gesagt hatten. Nicht Ehre trieb ihn, sondern Ehrgeiz. Falscher Ehrgeiz. Das war beschämend. In Wirklichkeit war er ein schlechter Flugzeugführer und ein noch schlechterer Kommandeur seiner Kette. Dabei blieb es, er konnte sich drehen wie er wollte.

Feine Nebelschwaden zogen über die Wälder; fingen sich an den Hügelgruppen, sanken in die Täler. „Wendepunkt Müritzsee", lautete Fuchsbergers Flugauftrag. Noch konnte er mit ruhigem Gewissen weiterfliegen. Kraftstoff hatte er ebenfalls genügend, er reichte in jedem Falle zur Landung auf einem Ausweichplatz. – Andererseits war er verpflichtet, die Wetterverschlechterung zu melden. Nur noch ein paar Minuten, dann hatte er den Wendepunkt erreicht. Sollte er es wagen? „Sie sind ein schlechtes Vorbild, Sie lassen sich vom Ehrgeiz treiben." Fuchsberger sah wieder die Gesichter der Jugendfreunde vor sich. Nein! Kurzentschlossen ging er auf den Leitkanal: „Fama von 127. Eine Wettermeldung . . ." „Brechen Sie ab", befahl der Flugleiter. Der Pilot änderte den Kurs, und ein nie gekanntes Gefühl befiel ihn. Endlich hatte er so gehandelt, wie er es seiner Ehre schuldig war! Und um allen Rückfällen vorzubeugen, wird er auch dem Politstellvertreter reinen Wein einschenken. Feine Jungens seid ihr, dachte Fuchsberger und lächelte still vor sich hin.

Abfangjäger rollen zum Start, Flakartilleristen eilen an die Geschütze, wenn eine IL 28 der Kette Zajon am Himmel erscheint. Major Gebauer (Bild) und Major Haubert (Text) waren an Bord einer Maschine. Sie flogen

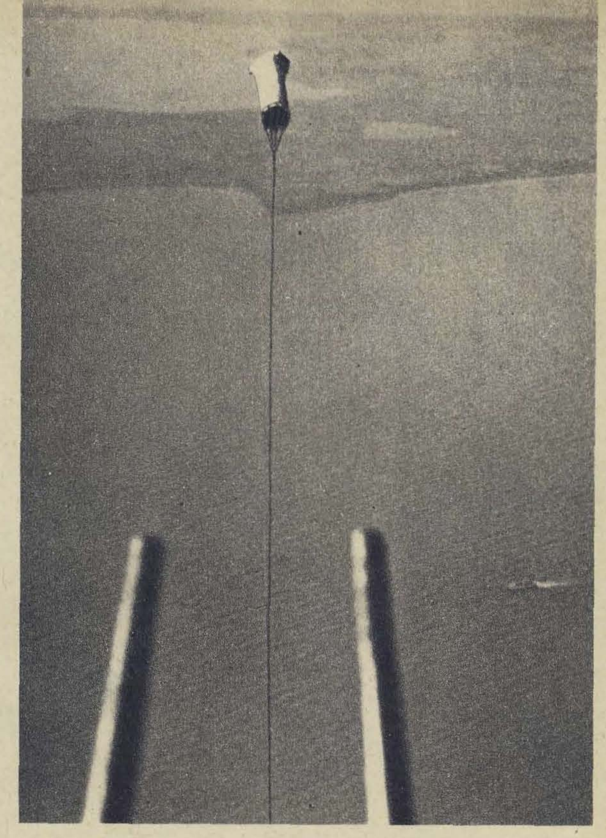


.... und bei dieser Schalterstellung sind Sie dem Bordsprechverkehr angeschlossen. Der plombierte rote Griff neben Ihnen darf nur bei Gefahr und auf meine Weisung gezogen werden . . ." Eine halbe Stunde lang sind wir Schüler bei Kettenkommandeur Hauptmann Zajon. Er erteilt uns einen Extraunterricht, was wir vor dem Start und während des Fluges zu tun und zu unterlassen haben. Erst nach diesem „Bodentraining" sind wir in seine Besatzung aufgenommen.

Es ist sonderbar, in ein Flugzeug zu steigen, von dem man weiß, daß es schon wiederholt „abgeschossen" wurde. Bei dem vorangegangenen Flug hatten es Abfangjäger angegriffen und „unter Feuer genommen". Selbstverständlich nur mit dem Foto-MG, der Kamera.



Ein „Schlauch" aus festem Leinen von etwa einem Meter Durchmesser – das ist der Luftsack. Er wird von den Mechanikern wie ein Fallschirm gepackt und mit der Seiltrommel in das Bombenschloß der IL 28 eingehängt.



„Luftsack ausfahren!" Die gesamte Besatzung ist an dem schwierigen Manöver beteiligt, das aus Sicherheitsgründen über unbewohntem Gebiet erfolgt.

Im Zielflugzeug

„Auf Jagdbomber ... Feuer!" Aus der Perspektive der Flakartilleristen gesehen, ist der Anflug der IL 28 ebenso spannungsgeladen wie in der Luft. Der Feuerhagel der Granaten entlädt sich um den Luftsack herum, 1200 Meter hinter dem Flugzeug. ▶

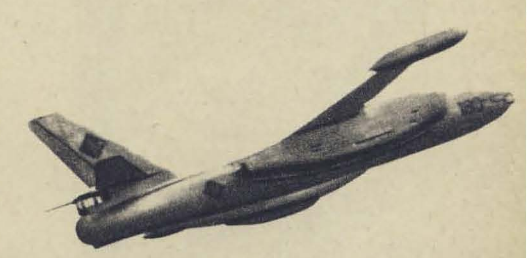


Der Steuermann in der Bugkabine. Karte, Vollkreis, Maßstablineal und Rechenschieber sind sein Werkzeug. Im Zielflugzeug ist er am „Drücker", wenn der Luftsack ausgefahren wird.

die mit den Bordwaffen gekoppelt ist. Auf diese Weise werden die Flugzeuge der Zieldarstellungskette des öfteren „vom Himmel geholt". Doch nicht nur für die Jäger fliegen Hauptmann Zajon und seine Genossen als „Gegner". Auch die Flakartilleristen lösen in ihren Feuerstellungen Alarm aus, sobald eine der Maschinen gemeldet ist. Dann nämlich, wenn sie mit einem Luftsack im Schlepp den Schießplatz anfliegt. Ein solcher Flug steht uns bevor.

Wir rollen zum Start. In die hermetisch verschlossene Bugkabine dringt leise das Pfeifen der Triebwerke. Plötzlich schwillt es zu einem Fauchen an. Die IL 28 steht genau in Startrichtung. „Start!" Mit rasch zunehmender Geschwindigkeit jagt sie über die Bahn, hebt ab und gewinnt schnell an Höhe.

„Eiche, hier Delta 1! Eiche, hier Delta 1! Ich erreiche Sie in acht Minuten!" Hauptmann Zajon nimmt Ver-

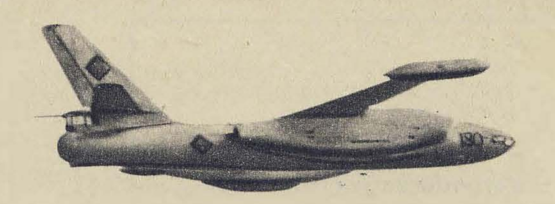




bindung mit dem Flakschießplatz auf. Noch hängt der Luftsack, wie ein Fallschirm gepackt, im Bombenschacht. Der Flugzeugführer drosselt die Geschwindigkeit. „Bombenluke auf!“ – „Bombenluke ist geöffnet!“ quittiert Steuermann Unterleutnant Schlenker. „Luftsack ausfahren!“ Vom Steuermann ausgeklinkt, entfaltet sich der Leinensack im Luftstrom und rollt ein 1200 Meter langes Stahlseil von der Trommel im Bombenschloß ab. Langsam erhöht Hauptmann Zajon die Drehzahl der Triebwerke und gleicht damit die Bremswirkung aus. Ein leichter Ruck. „Luftsack ausgefahren!“ meldet der Bordfunker vom Heckstand.
Wir fliegen eine weite Kurve. Die Grenze des Zielgebietes ist erreicht. Nun leitet der Gefechtsstand des Schießplatzes die Maschine. Höhe, Geschwindigkeit,

Im Zielflugzeug





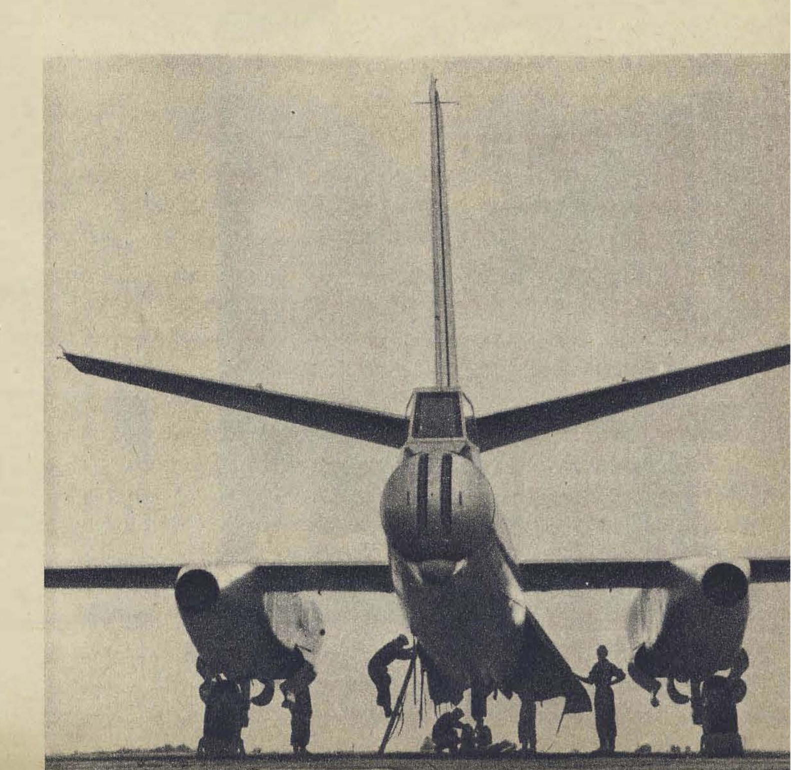
letzte Kurskorrektur. Delta 1 ist auf Zielkurs. Im direkten Anflug nähern wir uns den Feuerstellungen. In diesen Augenblicken werden die Rohre mehrerer Batterien auf den Luftsack gerichtet sein und die ersten Granaten bereitliegen. Ob die Richtkanoniere das Ziel genau erfaßt haben? Die Flugzeugbesatzung hat keinen Grund, um ihre Sicherheit besorgt zu sein. „Weder ein Splitter noch gar ein Geschoß hat jemals unsere Maschine angekratzt", sagte mir Hauptmann Zajon vor dem Flug.

Die Flieger vertrauen dem Können der Flakartilleristen wie ihrem eigenen. Zur Bestätigung dessen ertönt in meinem Kopfhörer die Stimme des Bordfunkers: „Da, die ersten Sprengwolken! Die Schüsse liegen verteufelt gut. Hoffentlich bekommen wir unseren Luftsack heil nach Hause." Schon legt Hauptmann Zajon die Maschine wieder in die Kurve. Der nächste Anflug. Siebenmal wiederholt er dieses Manöver, dann meldet er sich beim Gefechtsstand ab und nimmt Kurs auf den Flugplatz. In niedriger Höhe fliegen wir den Notlandestreifen an und werfen den Luftsack ab. Von ihrem „Trabanten" befreit, fliegt die IL 28 noch eine Platzrunde und setzt zur Landung an.

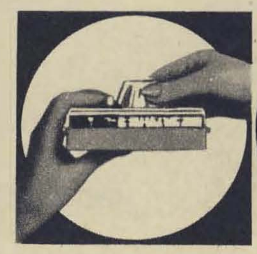
▲ **Begegnung über den Wolken. Beim Rückflug fangen wir mit der Kamera diese Jäger ein. Die „Gegner" unserer IL von gestern haben heute einen anderen Flugauftrag.**

◀ **Hauptmann Karl Zajon (33). 680 Flugstunden, geflogen auf Jagdflugzeugen und der IL 28, stehen bei dem ehemaligen Landarbeiter und heutigen Kettenkommandeur zu Buche.**

Gleich ist die Nachflugkontrolle beendet. Sofort nach der Landung nahmen die „Doktoren" von Triebwerk und Zelle sowie die anderen Spezialisten ihre Arbeit auf. Mit drei Worten charakterisiert sie der Kettenkommandeur: pünktlich, zuverlässig, unermüdlich. ▶



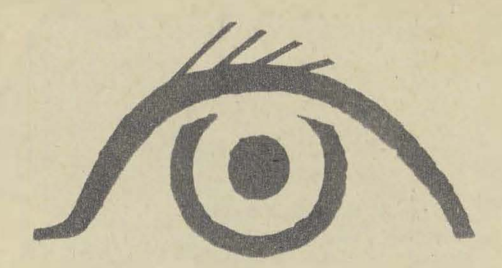





PRAKTI


Schnell
und zuverlässig
arbeitet der
Elektrorasierer TR 5,
den man im Standort als Netz-
und bei Übungen als Batteriegerät
verwenden kann.
Sieb- und Scherkopf ermöglichen es,
innerhalb und außerhalb der Kaserne
stets sauber rasiert zu sein.
Wer sich
elektrisch rasiert,
erscheint immer gepflegt
und pflegt seine Haut.
Komet

DAS
KANNST
AUCH
DU



ist das Motto einer Buchreihe, die vor allem junge Menschen durch die eigene praktische Tätigkeit, durch das Experiment, mit der Naturwissenschaft, der Kunst und dem Handwerk vertraut machen will.

Erich Grosse / Christian Weißmantel · Chemie selbst erlebt

Das Chemie-Experimentierbuch

gibt Anleitung zum Aufbau eines eigenen kleinen Versuchslabors und macht mit einer Reihe chemischer Prozesse bekannt, denen wir heute überall im täglichen Leben begegnen.
16 Fotos · Zeichnungen von Wolfgang Würfel und Rudolf Skribelko · Mehrfarbig · 344 Seiten, 1 Klapptafel · Halbleinen cellophaniert 12,80 DM

Hans Backe · Physik selbst erlebt

Das Physik-Experimentierbuch

bringt Versuche aus der Mechanik, der Wärmelehre, der Lehre von der strömenden Elektrizität und dem Elektromagnetismus.
16 Fotos · Zeichnungen von Wolfgang Würfel und Rudolf Skribelko · Mehrfarbig · Etwa 288 Seiten · Halbleinen cellophaniert etwa 12,80 DM

Erhältlich in jeder Buchhandlung.

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

Spatz Schlaukopf entdeckte die

Bullen im Reagenzglas



Daß ein Vater seine Kinder niemals zu Gesicht bekommt, soll ja ab und an nicht nur bei Spatzen der Fall sein, aber daß ein Vater nie die Mutter seiner Kinder gesehen hat, könne es nur bei Blinden geben, glaubte ich. Und daß ein solcher Vater noch Nachkommen zeugt, wenn er selbst schon mausetot ist, halten Sie wohl auch für ein Märchen? Daß übrigens Gefahrenzulage zum Lohn nicht nur im Bergbau, in Sprengstoffabriken usw. gezahlt wird, sondern auch in der Landwirtschaft, klingt Ihnen ebenfalls reichlich spanisch? In Schönow bei Bernau, wo die zentrale Besamungsstation der DDR zu Hause ist, wurde auch ich eines Besseren belehrt. – Einer mit Gefahrenzulage ist der Reservist und Bullenpfleger Genosse Ghode. „Wenn man die Viecher gut behandelt, sind sie verträglich; aber wenn sie verrückt werden, sind sie tückisch wie die Hirsche", sagt er über die ihm anvertrauten Tiere. Jedes ist Stammeshalter einer ganzen Rinderarmee. So hat der Bulle Athos beispielsweise, geb. 1957, 11 500 Besamungen zu Tafel stehen. Neun solcher Prachtburschen hat Genosse Ghode in Pflege. Was heißt: Pflege? Sie werden saubergehalten wie ein Baby, bekommen Kraftfutter wie ein Schwergewichtsboxer, und dann müssen sie, damit sie nicht verfetten, täglich ein Weilchen im Kreise herumtrotten, wie einst Pferde, die ein Karussell betrieben, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht das Karussell ziehen, sondern das Karussell sie. – Seit Februar ist Genosse Ghode auch Stallmeister. Als ob er dabei mehr Glück als eigenes Können hatte, sagt er: „Der andere hat ein paarmal Mist gemacht." Aber sein „Chef" meint: „Das ist seine Bescheidenheit. Wir hätten ja auch einen anderen als Stallmeister einsetzen können, wenn er nicht zuverlässig wäre!" – Früher arbeitete Genosse Ghode in einer Fleischwarenfabrik. Ob er damals Fleisch überhaupt noch riechen konnte? „An gutem Fleisch ißt

man sich nie über", sagt er. „Damals hatte ich noch Kraft, da nahm ich zwei Zentner Fleisch auf den Buckel." Spricht's und nimmt einen Zentnersack zwischen beide Arme und trägt ihn zu einem LKW, mühelos, wie eine Mutter ihren Säugling ins Bettchen bringt. Wenn ich Sie jetzt frage, bei welcher Waffengattung unser Genosse wohl gedient hat und heute Reservistenlehrgänge absolviert, werden Sie ganz schön danebentippen: Er war Funktruppführer. – Und daß er es nicht nur in den Armen hat, beweist er auch mit seinen weiteren Worten: Wöchentlich einmal kommen meine Bullen zum Springen; es ist nicht unbedingt eine Kuh dazu nötig; heute ist es ein Bulle mit stillgelegten Nebenhoden; beim Springen wird das Sperma der Deckbullen in einer künstlichen Vagina aufgefangen, die entsprechend ihrer Veranlagung temperiert ist; das Sperma wird dann im Labor untersucht, zum Beispiel auf seine Beweglichkeit, es wird mit Kuhmilch, Eidotter, Streptomycin und Penicillin verdünnt und gelangt dann in den Kühlkeller; je nach Anforderung geht es dann in die verschiedensten Orte: die Rucksackbullen – so werden die Besamungstechniker scherzhaft auf dem Lande genannt – ziehen dann damit in die Dörfer. – Bei der heute üblichen Konservierungsmethode hält sich das Sperma einige Tage. Angewandt wird aber auch die Tiefgefrierkonservierung. Bei Minus 178 Grad konserviert, ist das Sperma unbeschränkt haltbar. Auf diese Art konserviertes Sperma hat Schönow zu Zuchtzwecken bereits aus Holland eingeführt und bis Korea ausgeführt. – Der Vorteil der künstlichen Besamung ist nicht schwer zu erraten: Die Kälber haben als Ahnherren nicht mehr den schlechten oder rechten Bullen, der gerade im Dorf vorhanden ist, sondern die besten der Besten; und Infektion bei der Paarung scheidet aus. Künstliche Besamung auf den kürzesten Nenner gebracht heißt deshalb mehr Fleisch, mehr Milch, mehr Butter. – Die erste künstliche Besamung wurde 1913 in Rußland vorgenommen, von Iwanow. Götze, der in Deutschland zuerst daran arbeitete, fuhr zur Lehre in die Sowjetunion. 1942 gab es dann in Holstein die erste künstliche Besamung in deutschen Landen. Als 1946/47 bei uns begonnen wurde, rissen nicht nur die Konservativen unter den Bauern zweifelnde Witze über den „Bullen im Reagenzglas". Heute gehört der „Rucksackbulle" zum Bild des neuen Dorfes wie die LPG, die Bibliothek, das Landwarenhaus. 80 bis 85% aller Kühe werden bereits bei uns künstlich besamt, während es im Weltmaßstab von 700 Millionen erfaßten Rindern nur 10% sind. Die DDR ist also ein führendes Land auf diesem Gebiet und hat auch Westdeutschland weit hinter sich gelassen; westdeutschen Bauern, die nach Schönow kommen, gehen die Augen auf und über wie den Bauern bei uns vor 10 Jahren. – 1965 werden es 90% sein, womit die Höchstgrenze erreicht ist; den bei einzelnen, abseits des Weges weidenden Herden wird die künstliche Besamung wohl immer unwirtschaftlich bleiben. Die Höchstgrenze erreichen, heißt allerdings nicht, daß wir mit der künstlichen Besamung bereits am Ende der Weisheit angelangt sind. Die wissenschaftliche Leitstelle der 36 Besamungsstationen ist das Institut für künstliche Besamung. Noch ist es mit der Besamungsstation in Schönow in einem Gebäudekomplex untergebracht. In wenigen Monaten wird es einige hundert Meter weiter ziehen, wo bereits die neuen Gebäude eines 800 000-Mark-Objekts im Rohbau zu sehen sind. Dort wird dann auch das staatliche Samendepot seinen Platz erhalten, das entsprechend einem Beschluß des RGW eingerichtet wird. Bei der künstlichen Rinderbesamung erforschen die 40 Mitarbeiter des Instituts weiter die Konservierungstechnik. Eine große Zukunft hat auch die Pferdebesamung. Bei den Schweinen wird die künstliche Besamung bereits erprobt. Und schließlich ist sie auch für Geflügel in Aussicht genommen, vor allem für Puten; denn die Hähne sind sehr schwer und zertreten oft die Hennen bei der Paarung. An dieser Stelle der Aufklärung machte ich mich davon, mit Achtung und Stolz auf den Einzug des wissenschaftlichen Fortschritts in unsere Landwirtschaft – und mit großer Freude darüber, daß ich, Spatz Schlaukopf, zwar zu den Freunden der Menschen, aber – Gott sei Dank! – nicht zu den Haustieren rechne.



Der „Rucksackbulle" kommt! „Besamungstechniker" heißt der noch junge Beruf, den in unserer Republik bereits jeder auf dem Lande kennt.



Polytechnik
für den Rationalisator (VIII)

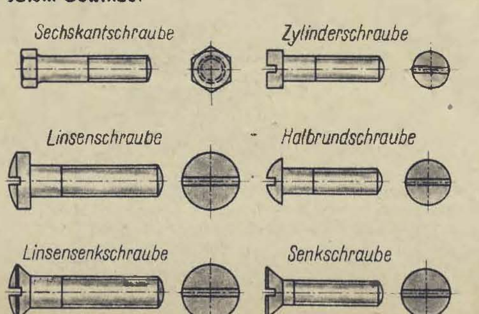
„Nun sind wir eigentlich fertig mit unseren mechanischen Arbeiten", meint Soldat Krause zu seinem Freund Erich. „Na, nicht ganz", entgegnet dieser, „wir müssen ja noch die Einzelteile zusammenbauen und miteinander verbinden". „So schwierig kann das doch nicht sein", sagt Soldat Krause und holt einen Schraubenzieher und einen Hammer aus dem Werkzeugschrank. Doch Erich schüttelt den Kopf, kramt in der Schraubenkiste und legt sechs Schrauben nebeneinander auf den Tisch. „Sieh mal, alle Schrauben haben das gleiche Gewinde, aber verschiedene Kopfformen. Welche willst du verwenden? Außerdem wirst du mit dem Hammer allein keine saubere Nietverbindung herstellen können."

Verschrauben und Nieten

Das Zusammenfügen mehrerer Werkstücke miteinander nennt man Verbinden. Dabei unterscheidet man zwischen lösbaren und nichtlösbaren Verbindungen. Zu den lösbaren Verbindungen zählt das Verschrauben, Verstiften und Verkeilen. Bei den nichtlösbaren Verbindungen ist ein Trennen der einzelnen Werkstücke nur durch Zerstörung des Verbindungselementes möglich, wobei mitunter auch die Werkstücke beschädigt werden. Zu den nichtlösbaren Verbindungen gehören das Nieten und das Schweißen.
Als lösbare Verbindungsteile werden Schrauben bzw. Gewindebolzen und Muttern verwendet. Es interessieren vor allem folgende Formen:

Zylinderkopfschraube, Halbrundschraube, Senkkopfschraube, Gewindestift, Linsenschraube, Sechskantschraube, Linsensenkschraube sowie Muttern in Sechskant- und Vierkantform.

Abb. 1: Verschiedene Formen von Schrauben mit metrischem Gewinde.



Gewindestifte werden auch als Madenschrauben bezeichnet. Wird eine Schraubenverbindung mit Schraube und Mutter hergestellt, dann muß das Durchgangsloch – um eine Beschädigung des Gewindes zu vermeiden – etwas größer gebohrt werden, als der Schraubendurchmesser. Als Werkzeuge benötigt man Schraubenzieher, Schraubenschlüssel bzw. Steckschlüssel. Während für Sechskantschrauben und Sechskantmuttern passende Schlüssel erforderlich sind, werden geschlitzte Schrauben mit einem Schraubenzieher angezogen. Der Schraubenzieher besitzt eine meißelähnliche Schneide, die am Ende parallel ausläuft. Dadurch kann er gut im Schraubenschlitz angreifen. Es sollte stets ein Schraubenzieher passender Größe benutzt werden, da sonst der Schraubenkopf beschädigt wird.

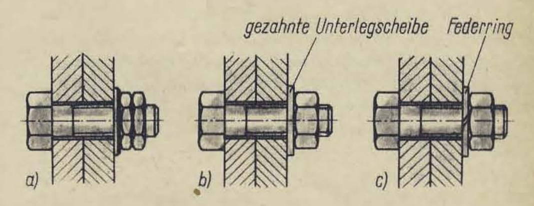


Abb. 2: Schraubensicherung durch Gegenmutter (a), gezahnte Unterlegscheibe (b) und Federring (c).

In Fällen, wo sich die Schraubenverbindung infolge Beanspruchung lockert, empfiehlt sich eine entsprechende Sicherung (Abb. 2). Oft wird zu diesem Zweck eine zweite Mutter gegen die erste geschraubt. Weitere Sicherungsmaßnahmen gegen ein Lockern sind gezahnte Unterlegscheiben oder Federringe. Bei Senkschrauben kann eine Sicherung durch einen Körnerschlag an den Schlitzenden erfolgen. Dabei quetscht die Körnerspitze den Werkstoff leicht in den Schraubenschlitz. Will man die Senkschraube lösen, so muß vorher mit einem Schraubenzieher der Werkstoff wieder aus dem Schraubenschlitz geschlagen werden.
Eine Nietverbindung läßt sich dagegen z. B. nur durch Aufbohren wieder lösen. Während man bei einer Nietverbindung mit beiderseits einem Senkkopf nur einen Hammer und eine glatte Unterlage benötigt, sind bei Nietverbindungen mit halbrunden Köpfen Werkzeuge notwendig, wie sie Abb. 3 zeigt. Mit dem Nietenzieher werden die zu verbindenden Teile aneinandergepreßt. Der Gegenhalter enthält eine Senkung, die den am Niet befindlichen Setzkopf aufnimmt. Mit dem Kopfsetzer wird dann der Schließkopf der Nietverbindung geformt. Abb. 4 zeigt diesen Arbeitsvorgang in den einzelnen Phasen. Die Schaftlänge des verwendeten Nietes soll so weit überstehen, daß der Schließkopf gebildet werden kann. Diese Zugabe z beträgt für den Nietdurchmesser d:

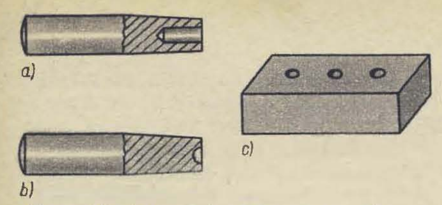


Abb. 3: Nietzieher (a), Nietkopfsetzer (b) und Gegenhalter (c).

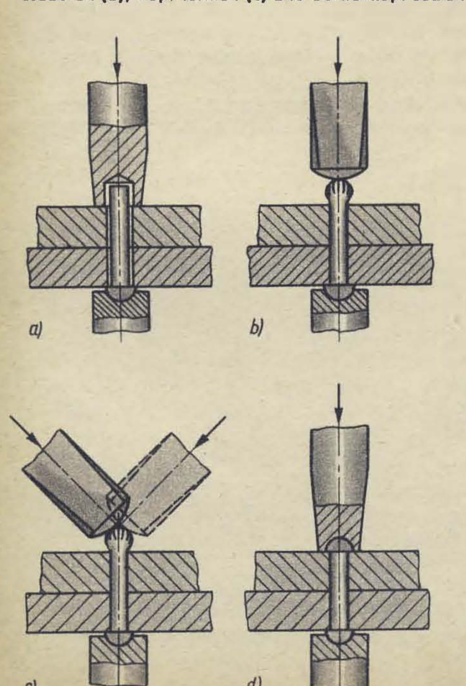
Halbrundkopf $z = 1{,}5 \cdot d$
Senkkopf $z = 0{,}9 \cdot d$

Neben der Ausführung in Aluminium gibt es Nieten auch aus Eisen und aus Kupfer. Als Grundsatz sollte man sich merken, daß der Niet aus dem gleichen Material bestehen soll, wie die zu vernietenden Werkstücke. Zum Beispiel wäre es keineswegs sinnvoll, Aluminiumbleche mit Kupfer zu vernieten oder umgekehrt. Infolge elektrolytischer Zersetzungserscheinungen würde eine Korrosion auftreten, die die Nietverbindung nach einer gewissen Zeit unbrauchbar macht. Da der Niet beim Schlagen gestaucht wird, muß der Durchmesser der Bohrung etwas größer sein als der Durchmesser des Nietschaftes.

Die Rohr- oder Hohlnieten verwendet man bei weniger beanspruchten Verbindungen. Die Vernietung erfolgt durch ein Spreizen des Schaftendes. Meist verwendet man dazu den Körner. Das aufgespreizte Schaftende wird dann mit dem Hammer breitgeschlagen. Man kann sich aber auch ein spezielles Nieteisen für Rohrnieten anfertigen, wenn man eine Drehbank zur Verfügung hat. Am Schaftende eines Bolzens befindet sich ein kurzer Zapfen, der am Nieteisen in einem ringförmigen Hohlraum ausläuft. Man erhält mit diesem Nieteisen gleichmäßige, sauber aussehende Schließköpfe.

Ing. Schubert

Abb. 4: Arbeitsfolge beim Nieten; Anpressen (a), Anstauchen (b), Kopf formen (c) und Schließkopf setzen (d).



Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 11/1963	BILD 1	BILD 2	BILD 3

RIESEN



von Zwergen dirigiert

Im rhythmischen Takt, von ihrem Steuermann dirigiert, greifen acht Armpaare in die Riemen. Noch 250 m bis zum Ziel. Der TSC Berlin, weißgekleidet die Ruderer, liegt bereits klar an der Spitze. Doch was wird aus dem ASK? Gefährlich schießt das Dresdner Einheit-Boot heran. Ist der 2. Platz schon vergeben? Fast scheint es so. Da geht ein Ruck durch die Rostocker Matrosen. Walter-Axel Bielenstein, der Schlagmann. erhöht das Tempo. Herbert Streich nimmt es auf. Der neue Rhythmus überträgt sich auf die ganze Crew. Mit 46er Schlagzahl geht es in den Endspurt. Die Dresdner versuchen, den Angriff zu parieren. Vergeblich. Nach einem dramatischen Endkampf durchfährt der ASK-Achter als Zweiter das Ziel dieser Deutschen Meisterschaft 1963, dabei sogar noch die mit Startnummer 6 rudernde Nationalmannschaft hinter sich lassend . . .

Am Bootssteg sind die Matrosen von Gratulanten umringt. Die Rostocker Riesen, samt und sonders 1,85 bis 2,00 m groß und im Schnitt 85 kg schwer, sowie ihr Steuermanns-„Zwerg" Johannes Nath, ein Leichtgewicht von ganzen 50 kg und mit 1,60 m noch einer der „größten" seiner Gilde, freuen sich wie die Kinder. Sie haben allen Grund dazu, denn ihr Vizemeistertitel wiegt etwas – mehr vielleicht als für den TSC die funkelnde Meistermedaille.

Hier in Grünau sind sie das jüngste Kollektiv; vor kurzem erst Senioren geworden und in dieser Besetzung gerade sechs Wochen zusammen. Im Vergleich zu ihren Gegnern haben sie nur ein knappes Drittel Ruderjahre auf dem „Bukkel", zwei nämlich, im günstigsten Fall drei. Und ihr erstes Training beim ASK war zugleich ihre Bekanntschaft mit dem Rudersport. Bis dahin hatten sie alles andere gemacht, nur nicht im Boot gesessen. Ausgewählt wurden sie nach solchen Gesichtspunkten wie Größe, Statur und Gewicht. Tilo Leonhardt, den Mann auf Platz 3, holten die Trainer zum Beispiel aus seinem Panzer, wo er Richtschütze gewesen war. Zwar hatte er schon gerungen, aber noch nie gerudert. In Rostock wurde er überprüft, bestand, blieb und begann zu üben – ohne je eine Regatta gesehen zu haben.

Ähnlich ging es allen. Nicht nur dem Achter, fast der ganzen Mannschaft. Auch Günter Bergau



Der Achter legt ab zum letzten Training, bevor auf dem 2000-m-Kurs der Meisterschaftsendlauf beginnt. 1961 und 1962 blieben dem ASK nur 4. Plätze. Diesmal soll es besser klappen ...

Der Einlauf: TSC Berlin vor ASK Vorwärts Rostock. Die Matrosen kämpfen mit letztem Einsatz, dirigiert von Johannes Nath. Ihm gegenüber hat Walter-Axel Bielenstein, der Schlagmann, seinen Platz. Beide müssen gut miteinander harmonieren; besonders wenn Spurts angezogen werden. Auf den nächsten Plätzen: H. Streich, K. H. Schneider, P. Löwe, R. Zimmermann, T. Leonhardt, G. Bethge und M. Wiesner.

▼



Nach alter Sitte wird der Steuermann bei seinem ersten Meistertitel „getauft". Hier ist es Karl-Heinz Danielowski, ins Wasser expediert von Günter Bergau und Peter Gorny. Übrigens kamen die beiden erfolgreichen Ruderer auf recht kuriose Weise zusammen: Bergau harmonierte nicht mit seinem Partner. Bei einer Trainingsfahrt forderte er Gorny, der damals noch im Zweier ohne Steuermann saß, auf, mal überzusteigen. Peter tat's – und sie verstanden sich vom ersten Moment an blendend. Als sie wenig später in der „neuen" Besetzung am Bootssteg anlegten, wurde der Trainer mächtig böse. Aber dafür war eine neue Crew geboren, die von ihrem ersten Start bis zu den Titelkämpfen 1962 jedes Rennen als Sieger beendete...

und Peter Gorny, die sich 1963 bereits den zweiten Meistertitel im Zweier mit Steuermann holten und heute zur internationalen Spitzenklasse gehören. Welches Gewicht erhält unter diesem Aspekt der Vizemeistertitel des Achters? Oder der vierte Platz des Doppelzweiers? Oder der fünfte des Vierers mit Steuermann? Oder der mit 17,5 sec Vorsprung erkämpfte Sieg des Gespanns Bergau/Gorny? Oder die Tatsache, daß sich der ASK als einziger Klub mit zwei Achtern für den Endlauf qualifizieren konnte? Oder schließlich die Delegierung von genau 50% der gesamten Rudermannschaft in den Olympiakader der DDR?

Was diese Jungen unter ihrem 33jährigen Cheftrainer Walter Sternkopf geschafft haben, ist in der Tat bewundernswert. Mit viel Liebe, unerhörtem Fleiß und in harter Arbeit sind sie ihren Weg gegangen und werden ihn weiter gehen – gemäß ihrem Namen: VORWÄRTS!

FREG

Achter mit (Eltern). Im ASK Vorwärts Rostock gehören Elterntreffen, bei denen sich die Mannschaften mit den Eltern der Aktiven zu klärenden Aussprachen und einem gemeinsamen Vergnügen zusammenfinden, schon zur Tradition. Die Ruderer machen da keine Ausnahme. Im Gegenteil, sie begannen eigentlich damit. Und sicher ist diese gute Zusammenarbeit auch ein Teil ihres Erfolgsgeheimnisses.





Zeichnung: Alyda Jahn

Kurt - unser Koch

Sein Reich ist die „nahrhafte Insel“ auf den Wiesen am Fluß. Helle saubere Hanfseile umspannen ein Geviert, in dem das Zelt, das Gerätegestell, zwei Küchen, die tagsüber ewig rauchen, und der Wasserwagen untergebracht sind. Dort, am Rande des Feldlagers, waltet unser Koch seines Amtes. Groß, ein wenig vierschrötig, bedächtig und doch immer rührig. In unserem Feldlager gibt es für Kurt Gäpler zwischen 6 Uhr morgens und 20 Uhr abends nur wenige ruhige Minuten.

Einmal klopften wir nachts gegen 2 Uhr an sein Zelt. Wir waren an die 20 Stunden unterwegs gewesen. Schmalz wußte er zu finden und Brot, sogar Tee war trotz der gestörten Nachtruhe noch da. Es wurde eine unruhige Nacht, denn nach kaum einer Stunde riß uns jäh ein Alarm aus dem ersten Schlaf. Unser Frühstück aber bekamen wir noch mit. Das war gut so, denn es blieb für den ganzen Tag unser einziges Essen.

Man hatte ihm gesagt, wir würden gegen 15 Uhr zum Mittagessen zurück sein. Schon eine Stunde früher konnte der Feldscher die Essenprobe entnehmen. Aber unser Kurt Gäpler, er möge uns verzeihen, stand bis nach 20 Uhr mit seiner Erbsensuppe allein. Wir kehrten zurück, da wurde es schon dunkel, hungrig, durstig und zum Umfallen müde. Doch das Mittagessen war noch heiß, das Abendessen stand bereit, der Tee dampfte.

Es gab eine Zeit in unserem Feldlager, da kochte Kurt allein fast eine ganze Woche für 160 Mann. Sonntagmorgens, es war gerade hell geworden und wir drehten uns noch faul und müde von einer Seite auf die andere, da stand er schon vor seinem Zelt und klopfte die Schnitzel. So geht es bei ihm Tag für Tag, von 3 Uhr morgens bis in den späten Abend.

Einmal holte ich mir von ihm einen Kanten Brot mit Schmalz. Dabei kamen wir ins Gespräch. „Mensch, wie machst du das, daß du alles schaffst und das Essen trotzdem schmeckt?“ Er nahm meine Frage zur Kenntnis, ohne dabei das Messer aus der Hand zu legen, mit dem er in geübter Manier lange Speckstreifen in kleine Würfel zerschnitt.

„Die Männer haben Hunger. Soll ich sie vielleicht warten lassen?“

„Aber die viele Arbeit“, warf ich ein. Er begriff meine Frage nicht ganz und entgegnete: „Mir macht das Kochen Spaß, wenn ich auch Fleischer bin.“ Und nur so nebenbei fragte ich ihn, ob er denn wenigstens zu Hause, im Urlaub, das nachholt, was er hier versäumt und dort nur die Beine unter den Tisch steckt. Da runzelte Kurt die Stirn und sah mich an. Der Ton seiner Stimme war mißbilligend: „Im Urlaub, meinst du? Meine Mutter hat den ganzen Tag ihre Arbeit auf der LPG. Wenn sie abends nach Hause kommt, möchte sie auch mal sitzen. Da soll sie mir auch noch das Essen machen? Wenn ich im Urlaub bin, sage ich: ‚Mutter, ich koche.‘ Und dabei bleibt's.“

Wir erzählten noch eine ganze Weile, während er zwischen den Küchen und der Fleischbank geschäftig hin und her ging. Ein Wort gibt das andere. Unversehens unterbrach uns der Waffenmeister. Er wolle nur mal die MPi vom Koch sehen. Ich ging mit, um zu sehen, ob der Waffenmeister etwas auszusetzen findet. Was soll ich sagen? Keine matte Stelle, geschweige ein Rostfleck war auf dem Stahl zu finden. Der Koch heimste ein Lob ein.

Die Soldaten schätzen ihren Koch. Ich merkte das wenig später erneut. Wir hatten für 24 Stunden eine taktische Aufgabe zu lösen. Es hatte alles besser geklappt als wir annahmen, und so trafen wir eine halbe Stunde früher an der vereinbarten Kreuzung im Gelände ein. Kurt, das offenbar vorausahnend, hatte den Verpflegungs-SPW mit reichlich Nahrhaftem zur rechten Zeit in Marsch gesetzt. Wir brauchten nicht zu warten. Als einer über Kurt Gäpler zu sprechen begann, stimmte der ganze Zug ein Loblied an. So nimmt es wenig Wunder, daß er schon nach knapp einem halben Jahr Wehrdienst zwei Tage Sonderurlaub quittieren konnte, sowohl für seinen Dienst als auch für den guten Zustand der Küchentechnik, für die er verantwortlich zeichnet.

„Genosse Gäpler“, so sagt der Kompaniechef, „ist für mich im Feldlager die halbe Gefechtsbereitschaft meiner Kompanie.“

Wolfhard Schmidt

KREUZWORTRÄTSEL

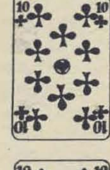
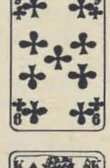
Waagerecht: 1. militär. Ehrengruß, 4. Teil eines Frequenzbandes bestimmter Breite, 8. Impfstoff, 12. Steuervorrichtung, 15. Erfinder des Gasglühlichts, 16. Aufschrift, 17. Nagetier, 18. Straußenart, 19. poln. Industriestadt, 20. Ostseehalbinsel, 21. Billardrand, 22. mittelalterl. Verteidigungsanlage, 24. norditol. Stadt, 26. Zimmerwinkel, 27. Dauerfahrer hinter Schrittmacher (Radsport), 32. Raubkatze, 34. europ. Währung, 38. Dienstgrad, 40. europ. Gebirge, 43. Ruhestadium von Insekten, 46. Stadt in Italien, 49. ASK-Fußballspieler, 50. Musikstück, 51. Teil des MG, 53. Zahl, 55. Komponist Wiener Walzer, 59. Nebenfluß der Mosel, 60. Beförderungsmittel, 63. Behältnis, 64. Halterung für die Ruder, 66. deutscher Schriftsteller („Die Jagd nach dem Narbengesicht"), 68. Entwicklungsstufe, 70. Schneeleopard, 73. Stadt in Belgien, 75. Honigwein, 77. Truppenschau, 81. Autor des Romans „Prof. Unrat", 83. Minister der DDR, 85. Futtermittel, 87. russ. revol. Dichter von Weltruf, 88. Fluß in Westsibirien, 89. in der Musik: sehr langsam, 90. Zeitmaß, 91. Edelgas, 92. Nebenfluß des Dnepr, 93. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 94. Schlingpflanze, 95. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 96. Abweichung, Varietät, 97. Turnerabteilung.

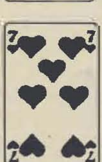
Senkrecht: 1. Vertiefung, Ausbuchtung, 2. Antreteordnung, 3. Friedenssymbol, 4. engl. Physiker (1824

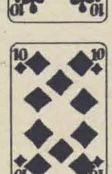


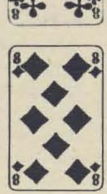
Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt seine Gegenspieler Schneider. Karo ist Trumpf. Spielverlauf: 1. V: Pik König, Herz 7, Pik 7; 2. V: Pik Dame, Karo 8, Pik 8; 3. M: Karo Bube, Pik Bube, Kreuz Bube; 4. V: Pik 9, Karo As, Herz 9; 5. M: Kreuz 8, König, As; 6. V: Kreuz Dame, 10, 7; 7. M: Karo 10, 7, Herz 8; 8.–10. an M. Kartenverteilung: V: Kreuz Bube, As, Dame; Pik As, König, Dame, 9; Herz König, Dame, 8. H: Pik Bube, 8, 7; Kreuz König, 7; Herz As, 9; Karo Dame, 9, 7. Bei welchem Spielverlauf verliert Mittelhand?

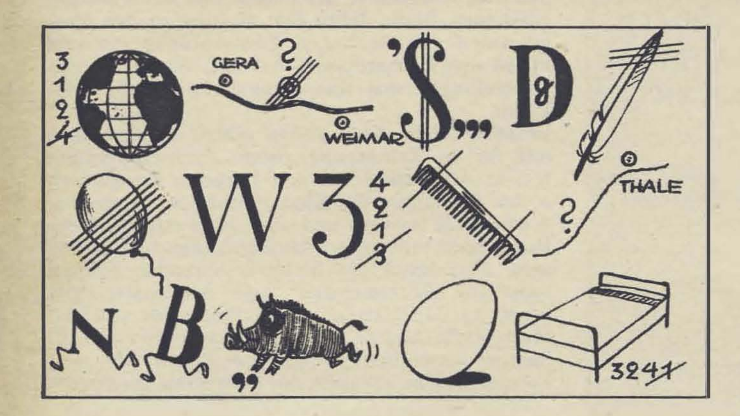










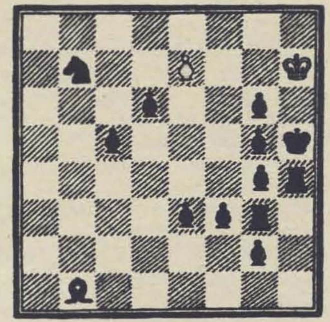
BILDERRÄTSEL

Die Lösung ergibt einen Grundsatz für die Ausbildung in den Luftstreitkräften.

geben, aneinandergereiht, den Namen eines spanischen Kommunisten, der in den Kerkern Francos schmachtet.

Zur Verwendung kommen folgende Wörter: Ziel – Auto – Ober – Log – Meta – Atom – Ruhr – Alarm – Born.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

Weiß: Kh7, Be7; Schwarz: Kh5, Tg3, h4; Lb1; Sb7; Bg2, e3, f3, g4, c5, g5, d6, g6.

bis 1907), 5. frz. Schriftsteller („Die Glocken von Basel"), 6. Elementarteilchen, 7. altröm. Grenzwall in Süddeutschland, 8. frz. Stadt an der Maas, 9. Begeisterung, 10. Autor des Romans „Söldner und Soldat", 11. Grundelement beim Stricken, 12. Teil des Weinstocks, 13. südeurop. Strom, 14. Stadt an der Elbe, 23. germ. Göttin, 25. Schiffseil, 28. Erdeinschnitt, 29. Landstreitkräfte eines Landes, 31. Teil des Ottomotors, 32. Vorhaben, 33. südamerik. Tee, 35. Flüßchen im Harz, 36. Erdferne der Sterne, 37. Nebenfluß der Maas, 39. europ. Hauptstadt, 40. Korallenriff, 41. altes Gewicht, 42. kurze Entfernung, 44. Sprunggerät, 45. frz. Karikaturist, 47. durch Geburt, Besitz oder Beruf verbundene Menschengruppe, 48. Nebenfluß der Donau, 52. frz. Opernkomponist, 54. Mädchenname (Koseform), 56. Nebenfluß des Rheins, 57. Tierbehausung, 58. Außenminister Kubas, 61. Fluß in Mittelasien, 62. Hornbildung der Haut bei Säugern und beim Menschen, 65. Fluß zur Ostsee, 67. jurist. Begriff, 69. Gestalt der Französischen Revolution, 71. Großgerät für Erdarbeiten, 72. Bad in Belgien, 73. russ. Dichter (1809–1852), 74. estn. Hafenstadt, 75. Künstler, 76. ungar. Komitat, 78. Herbstblume, 79. Truppeneinheit, 80. Lobrede, 81. Sprengkörper, 82. neunter Ton der diaton. Tonleiter, 83. Zeitgeschmack, 84. Nebenfluß der Donau, 86. Zerstörungserscheinung an Eisen.

ERGÄNZUNGSRÄTSEL

Meister – Gebiet – Physik – Stufe – Ansprache – Bombe – Holm – Gramm – Buch

Vor jedes dieser Wörter ist ein zweites Wort zu setzen, so daß neue Begriffe entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter er-

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 9/1963

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Oberst, 5. Tagesbefehl, 11. Äther, 15. Tatar, 16. Aalst, 17. Grimau, 18. Beobachtung, 20. Hockey, 21. Braun, 22. Sedan, 23. Lied, 26. Nabe, 28. Eger, 30. Mann, 32. Olga, 34. Amphora, 37. Kemi, 38. Balg, 40. Erker, 42. Sedow, 44. Narr, 47. Ariel, 49. Kette, 50. Seume, 51. Irene, 52. Niobe, 53. Isere, 56. Stand, 57. Ebene, 60. Susa, 61. Karte, 63. Leuna, 65. Iran, 66. Saal, 67. Muskete, 71. Erle, 72. Pest, 74. Irun, 76. Amme, 79. Ries, 82. Miene, 83. Aster, 85. Ararat, 86. Scharnhorst, 87. Nickel, 88. Terek, 89. Seine, 90. Tunnel, 91. Leine, 92. Leber, 93. Edirne.
Senkrecht: 1. Orgel, 2. Elite, 3. Star, 4. Taurage, 5. Tabun, 6. Arena, 7. Emblem, 8. Futter, 9. Hanse, 10. Lager, 11. Ashajew, 12. Eton, 13. Hekla, 14. Rayon, 19. Cech, 24. Isar, 25. Doge, 27. Bar, 29. Gas, 30. Mine, 31. Norm, 33. Arsenal, 35. Prestes, 36. Ostende, 37. Kolonne, 38. Basis, 39. Limes, 41. Ebert, 43. Ernte, 45. Auber, 46. Regen, 48. Lie, 50. See, 54. Sure, 55. Rast, 58. Bier, 59. Nahe, 61. Kapitel, 62. Emu, 63. Lem, 64. Ardenne, 68. Ungarn, 69. Korn, 70. Tagore, 72. Plast, 73. Spann, 74. Insel, 75. Recke, 77. Masse, 78. Ester, 80. Imker, 81. Dolle, 82. Mate, 84. Ried.

SCHACH: Weiß: Kb5, Dh4, Lc5, Sd6, Bc3, e4, f5.
Schwarz: Ke5, Tf7, Le8, Bd7, f4.
Zweizüger von Dr. O. Bernstein.
1. Le3 fe3: 2. Sc4 matt, 1. . . . Kd6: 2. Lf4: matt, 1. . . . Tf5: 2. De7 matt.

SKAT: Nachdem Mittelhand am Spiel war, konnte er nur noch gewinnen, wenn die 3 Trümpfe der Gegner verteilt saßen und keiner schmieren konnte. Er mußte deshalb vor dem Kreuz Buben einen kleinen Trumpf ziehen.
Spielverlauf nach dem 4. Stich: 5. M: Kreuz 7, Dame, Pik Bube.

ORNAMENT: 1. Mekka, 2. Küste, 3. Smuts, 4. Traum, 5. Raute, 6. Surin, 7. Brise, 8. Calbe, 9. Hahb, 10. Taube, 11. Tatra, 12. Zebra, 13. Bebel, 14. Lotse, 15. Stola, 16. Molta. Küstenschutzboot.

BUCHSTABENSTREICHEN: Volksmarinedivision.



HEFT 11
NOVEMBER 1963
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Manfred Berghold – Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postfach 7986, Telefon 63 09 18 · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post – Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Zur Zeit gültige Anzeigenliste Nr. 3 · Anzeigenannahme: Werbekollektiv Josef Weber, Erfurt, Clara-Zetkin-Straße 48 und alle Betriebe der DEWAG; Anzeigenverwaltung: Deutscher Militärverlag · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. Oktober 1963

Fotos: Gebauer (31) Titel, Rücktitel, 6, 7, 8, 9, 10, 24, 25, 39, 40, 41, 46, 63, 64, 65, 66, 67, 74, 75, 76; Militärbilddienst (4) S. 1, 73; Wolff (1) S. 15; Syndoman (1) S. 16; Reckziegel (1) S. 17; DEFA-Bergmann (3) S. 22; Weiß (4) S. 28, 29, 30; Lachmann (1) S. 33; Weidt (1) S. 33; Progress (1) S. 45; Stege (1) S. 49; Kobyliński (1) S. 52; Zentralbild (2) S. 4, 56; Passig (2) S. 70, 71; Archiv (12) S. 17, 35, 57, 58.

TITELBILD: Schnelligkeit, Wendigkeit und gute Bewaffnung sind die hervorstechendsten Merkmale der Torpedo-Schnellboote der Volksmarine.

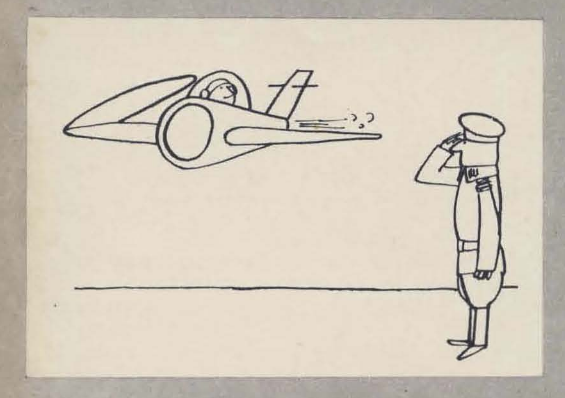
STAR-Palette

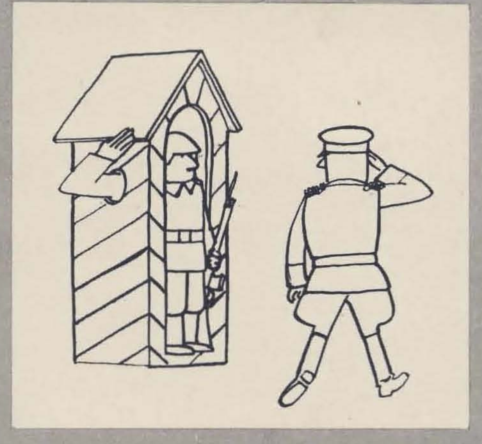
Viele Worte zur Person erübrigen sich. Wir kennen uns, Annemarie Brodhagen und wir Fernsehzuschauer. Sechs Jahre lädt sie uns zu den Programmen des Deutschen Fernsehfunks ein und macht uns in charmanter Art und Weise mit den Darbietungen aus den Adlershofer Studios bekannt.
Deshalb sollen diese Zeilen einige Begegnungen mit ihr in Erinnerung rufen. Fernsehpremiere feierte Annemarie mit den jüngsten Zuschauern in den Sendungen der Kinderredaktion, deren Programme sie ansagte und auch bald mitgestaltete. Heute noch präsentiert das Sandmännchen in seinem Abendgruß die heiter-belehrenden Szenen zwischen „Brummelchen" und Annemarie. Die Liebe zu den Kleinen blieb, was auch von der Mutti Klein-Andrea's nicht anders zu erwarten ist. Später versammelten sich die Eltern vor dem Fernsehschirm. „Fragen, die Dein Kind Dir stellt",



war Thema des Gesprächs, das Annemarie mit einem Psychologen und Mediziner sehr einfühlsam und verständnisvoll führte. Zu nennen sind auch die Tierpark-Sendungen mit Prof. Dr. Dathe. Als dritte im Bunde beteiligt sie sich in den Sendungen von Hans-Joachim Preil und Rolf Herricht am Adlershofer Humor. Dazwischen liegen die vielen Programmansagen, denen sie immer ihre eigene Note gab und gibt. Vor kurzem lernten wir sie allerdings einmal ganz anders kennen.
Einem Wartburg entstieg eine für den Abend festlich gekleidete junge Frau. Neben der obligatorischen Handtasche lag das Mikrofon. Sie betrat eine Berliner Nachtbar. Doch nicht ihr, sondern den Gästen galt der Besuch. Bald hatte sie einige junge Damen und Herren mit der Frage: „Wer bezahlt die Zeche?" in ein Gespräch verwickelt. Damit stellte sich Annemarie als Reporterin der Sendereihe „Prisma" vor.
Von der Ansagerin zur Reporterin? Nichts Ungewöhnliches, denn sie ist selbst der Meinung, daß der Beruf einer Ansagerin nichts Ewiges ist. Die Tochter eines Lokführers war vor sechs Jahren weit davon entfernt, sich irgendwelche Starillusionen zu machen. Auch heute arbeitet sie an sich und versucht etwas zu finden, wo sie sich erneut beweisen kann.
In der hervorragenden Sendung „Prisma" würde man eine solch charmante Reporterin gern öfter sehen.

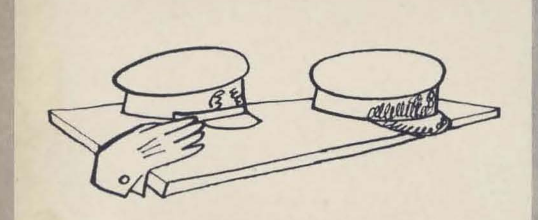
E. Gebauer



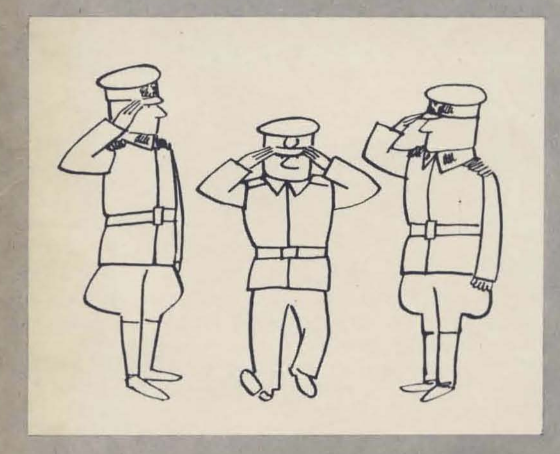


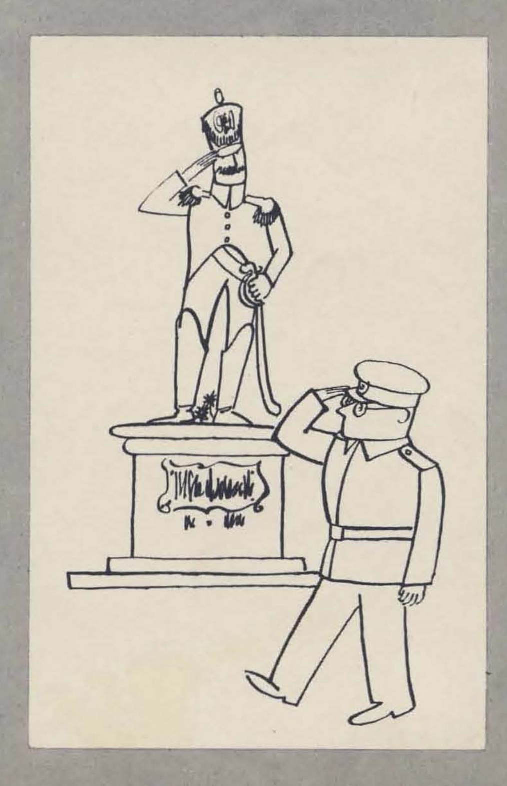
Schöne Grüße

VON PAUL KLIMPKE









Index 31 036

